

Vermischte Geschichten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): - **(1839)**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656087>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Eingang.

(Siehe die Abbildung des Boten auf dem Titelblatt).

Mit grauem Haar und grauem Bart
 Der Bote kommt gegangen.
 Ihn macht so müd die Pilgerfahre;
 Er stützt sich auf die Stangen.
 Nach alter Art und Mode sind
 Die Hosen zugeschnitten;
 Doch weil er oft in Sturm und Wind
 Gar vieles hat gelitten,
 Zog ein Burgunderhemd er an,
 Wie's Mode jetzt will haben,
 Und meint: nunmehr bin ich ein Mann
 Für Mädchen und für Knaben.
 Sein Holzbein, freilich, das ist alt;
 Der Bündel auf dem Rücken
 Ist schwer, und mag wohl die Gestalt

Des Boten vorwärts drücken.
 So steht er da! Gefällt er Euch
 Ihr Mädchen und ihr Knaben?
 Für Alt und Jung, für Arm' und Reich
 Bringt er stets seine Gaben.
 Er will so gern für Groß und Klein
 Spaß, Ernst und Warnung bringen,
 Und möchte Euer Hausfreund sein,
 O laßt es ihm gelingen,
 Und nehmet ihn zu Gunsten an,
 Wie in ehvor'gen Jahren
 Den armen, alten, lahmen Mann,
 Mit grauem Bart und Haaren.

Wem es der Bote nicht treffen kann
Dem fängt er gleich zu singen an:

Der Mann ist lang noch nicht geboren,
Der's allen Leuten treffen kann.
Der will lang Haar; der kurz geschoren;
Der falsch Haar, und lang Zottel dran;
Der will es grad; der will es krumm;
Und dem scheint das Gescheid'ste dumm.

Doch Eins gefällt Euch sicher Allen:
Das, was ein jeder selber macht!

Ihn dünkt Gesang sein elend Lallen,
Und sein Geschmier Gemäld voll Pracht,
Hat auch kein Mensch Gefallen dran,
Er selbst sieht mit Entzücken an.

Ein jeder meint: Ich kann's am besten!
Nichts werth ist was ein Andreer kann.
Drum bietet er flugs seinen Gästen,
Wie er meint, etwas Bekres an.
Sein Köppllein rühmt ein jeder Gauch.
Laßt doch dem Bot das seine auch.

Von der Natur.

(Fortsetzung.)

Hat der geneigte Leser etwas von den sogenannten angorischen Ziegen gehört, und weiß nicht, was das ist, so will der Bote einlgen Bescheid geben. Die Ziege von Angora ist eine Geiß wie unsere Geiß, aber anders. Das heißt: sie ist unserer Hausgeiß so nahe verwandt, daß sie mit ihr Junge zeugt. Aber sie ist anders, denn 1) hat sie herabhängende Ohren; 2) stehen die Hörner am Bocke nicht in die Höhe, sondern seitwärts vom Kopfe heraus, und

sind gewunden; 3) ist das Haar viel feiner als an unserer Ziege, daher heißt man sie auch: Seidenziege, Seidenbock. Das Haar hängt in acht Zoll langen, feinen, seidenartigen Locken an den Setten herab, so daß die halben Beine mit diesen Locken bedeckt sind. Diese Haare, die zu dem sogenannten Cameelgarn verarbeitet werden, auch zu Camelor u. dgl. machen den größten Nutzen dieses Thieres aus. Man hat vor einigen Jahren sie in unser Land verpflanzen wollen; ich habe aber nicht gehört, daß viel daraus geworden ist. Ueberhaupt müßte das Thier wohl auch sorgfältiger behandelt werden, als unsere Geiß, wenn sein schönes Haar nicht ausarten sollte.

Die Gemse (das Gemsch) ist auch dem Ziegengeschlecht sehr nahe verwandt. Mancher meint: Gems und Reh ist das gleiche. Aber nein; denn das Reh ist näher dem Hirsch, die Gemse näher der Geiß. Sie gleicht dieser, ist aber etwas kürzer, aber höher auf den Beinen. Am meisten unterscheiden sie die Hörner. Diese stehen gerade über den Augen, sind schwarz, rund, aufrecht, mit runzligen Ringen, mit einem glatten Hocker, der nach dem Rücken gekrümmt ist. Meint jetzt der Aetti auf dem Ofentritt: eh nei! „der Hagge ist vorne, u si häiche si dermit a d'Flüh!“ So ist das ein alter Irrthum, der keinen Grund hat. Vor den Hörnern befindet sich in der Haut eine Oeffnung, welche zu einer trockenen Höhle führt, die diesen Thieren eigen ist. Der Schwanz ist kurz. Ihre Farbe ist im Sommer heller, im Winter dunkler. Man will zweierlei Arten unterscheiden, Grathiere und Waldthiere. Es gibt aber keine bestimmten hinlänglichen Unterscheidungszeichen. Da das Thier unter die

merkwürdigsten wilden Thiere unsers Vaterlandes gehört, so will ich mehr darüber in einem eigenen folgenden Artikel sagen.

Hieher gehört auch der Steinbock. Dieser ist größer als die Gemse, und zeichnet sich besonders durch seine sehr großen, mit Ringen versehenen, über den Rücken hin gebogenen Hörner aus. In unsern Bergen finden sich aber seit Menschengedenken keine solche Thiere mehr. Sie sind von den habgierigen Jägern ausgerottet worden. Mehr davon an einem andern Ort.

Die bisher genannten Thiere behalten ihre Hörner durch das ganze Leben. Die folgenden verlieren sie hingegen alle Jahre. Auch sind diese Fierden des Kopfes ganz von den Hörnern des Rind- und Schmalviehes verschieden. Denn bei diesem sitzt das Horn, wie eine Scheide, auf einem Zapfen von Knochen, der am Schädel fest sitzt, und von dem es sich trennen läßt. Aber das Horn des Hirschen ist ein ganzes Stück. Auch ist's von ganz anderer Materie, als ein Rüh- oder Ziegenhorn. Der Magen aber ist auch zum Wiederkauen eingerichtet. Hieher gehören nun folgende Thiere:

Der Damhirsch. Die Hörner (oder das Geweihe), sind aufrecht, zurückgekrümmt, oben gegen das Ende handförmig breit. Dem Weibchen fehlen sie. Er ist weniger groß und stark, als der folgende eigentliche, oder Rothhirsch, doch viel stärker, als das Reh. Je älter der Hirsch, desto breiter, schaufelförmiger seine Hörner. Diese fallen ihm, je nach seinem Alter früher oder später, vom April bis in den Brachmonat alle Jahre ab, und sie wachsen alle Jahre größer und schöner wieder. Im Sommer sind sie rothbraun, mit kleinen weißen Flecken; der Unterleib hellgelb. Im Winter

verschwinden alle hellen Flecken und Zeichnungen, und das Thier wird dunkelbraun. Sie werden etwa 20 Jahre alt, und die Hirschkuh (das Thier) wirft 1 bis 2 Junge (Kälber).

Der Rothhirsch, Edelhirsch, hat lange, runde, vielästige Geweihe; er ist merklich größer als der vorige, im Sommer röthlichbraun, im Winter dunkler. Gewöhnlich wiegt ein Hirsch drei bis vier Centner. Er wechselt sein Gehörn alle Jahre. Bei den ältern schon im Hornung, bei den jungen im März, April oder Mai fällt dasselbe von selbst ab, oder das Thier schlägt's an den Bäumen ab, und es bleibt nur unten auf dem Schädel ein Knopf, den man Rosenstock nennt. Nach fünf Tagen zeigen sich die Spuren der neuen Hörner, sind weich und mit einer rauhen Haut umzogen, und wachsen so fort bis in den Julius oder August. Je älter der Hirsch, desto mehr Zinken oder Enden hat das Geweihe. Die Mutter ist 40 Wochen tragend, und wirft ein, sehr selten zwei Junge. Dieses schöne, große Thier ist der Gegenstand der hohen Jagd. Von ihm wird genutzt die Haut, die Haare, das Fleisch, die Hörner, die Klauen, das Fett &c. In unserem Lande können sie in der Freiheit nicht fortkommen, weil der Bauer sie wegen seiner Landwirthschaft gleich wegschießt. Beide Arten aber, der Damhirsch und der Rothhirsch, waren bisher im Graben zu Bern zu sehn.

Das Reh, dessen Männchen Rehbock, das Weibchen die Rehziege heißt, ist bedeutend kleiner als der Damhirsch, im Sommer rothbraun, im Winter grau. Es ist ein überaus schönes, schlankes, flüchtiges Thier. Das Geweihe des Bockes ist kurz, ästig, länglich-rund, gerad aufstehend, roth-

farben, knotig; und das unterscheidet dieses Thier ja ganz von der Gemse; zudem das Rehe sein Gehörn auch jährlich abwirft, die Gemse nie. Auch diese Thiere gehören zur hohen Jagd, und werden wie die Hirsche benutzt.

Wir kommen nun zu einem Thiere, das nicht, wie die obigen, zu den edeln, sondern zu den unedeln Thieren gerechnet wird; dessen Name nur verächtlich genannt wird, und das doch Jedermann wichtig ist, ausgenommen den Juden; und nun weiß der Leser schon wovon wir sprechen wollen.

Das Schwein bedarf keiner Beschreibung, da es überall bekannt ist. Das wilde Schwein ist der Stamm, und das zahme Hauschwein ist nur durch Sclaverei zu dem geworden, was es jetzt ist. Noch jetzt wiederfährt es, daß eine zahme Sau im Acherum von einem wilden Eber trächtig wird. Erst vor einigen Jahren wurden Junge aus einer solchen Vermischung zu Bern auf den Markt gebracht. Das Wildschwein ist durchweg schwarzgrau, und ist für die Landwirthschaft sehr schädlich, indem sie truppenweise mit einander ziehn, die Felder und Aecker durchwühlen und die Erdfrüchte wegfressen. Daher wird überall Jagd auf sie gemacht, wo sie sich in unserm Lande blicken lassen. Das zahme Schwein ist ein nützlichcs Hauschier, doch erst wenn es todt ist. Dann ist alles an ihm zu gebrauchen, die Borsten, die Eingeweide und besonders das Fleisch, das Fett oder Schmeer u. s. f. Das zahme Schwein ist meist weiß, schwarz gefleckt, oder schwarz, oder roth. Es frisst fast alles, Kraut, Rüben, Kartoffeln, Obst, Klee u. dgl. Aber auch Fleisch, Mäuse u. dgl. Es mag sich gerne in Gärten und im Roth herumwälzen. Der Ge-

stank ihres Mistes und ihre häßliche grunzende Stimme macht, daß man sie gerne von den Wohnungen entfernt, oder ihren Stall wenigstens auf eine abgelegene Seite verlegt. Auch in der Nähe des Pferdestalles sollten sie nicht sein, weil diese Thiere den Geruch der Schweine scheuen. Diese Thiere sind manchen Krankheiten unterworfen, von denen viele wohl daher kommen, daß sie die Nase immer auf den Boden halten, und daher auch ungesunde Dünste einzuathmen. Die Finne, die hier und da vorkommt, ist ein Eingeweidewurm, Blasenwurm genannt, der im Innern des Fleisches sich ansetzt, eben so wie die Zechen, oder Zäggen am Rindvieh, Schafen u. c. auf der äußern Haut. (Wird fortgesetzt.)

Naturmerkwürdigkeiten des Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Wir haben zuletzt vom sogenannten Ziegenmelker gesprochen. Der heißt wohl auch der Tag schläfer, weil er nur Abends und früh Morgens erscheint, den Tag über schläft. Es giebt viele, die gern Tag und Nacht schlafen, wenn sie auch keine Vögel sind.

Wir kommen nun zu den Tauben. Neben den, die man in den Häusern hält, giebt es auch wilde, nämlich die Schlachtaube, die größte, dann die viel kleinere Feldtaube und die Tureltaube, welche die seltenste ist. Sie nähren sich von Körnern, Erbsen, Wicken, Lannensamen, Eicheln u. und haben alle ein gutes eßbares Fleisch.

Bei den hühnerartigen Vögeln ist zuerst unser Haushuhn, als das nützlichste, zu bemerken. Es ist aber eigentlich ein fremder Vogel, und man weiß nicht recht,

wo seine ersten Aeltern daheim sind. Da ihr das Thier aber alle kennen, und der Bote, zu Ruh und Frommen der Hausmütter, einmal eine ganze Naturgeschichte dieses nützlichen Vogels zu geben denkt, so geht er jetzt über zu den Waldhühnern, die in unserm Lande im Freien leben. Das größte heißt: Urhuhn, Urhahn, Auerhahn und Huhn. Der Hahn ist ganz schwarz, am Halse weiß geriefelt; das Huhn rothgelb und schwarz gefleckt. Sie sind jung ein gutes Wildpret, leben aber nur in den Gebirgen, und sind schwer zu schießen.

Das Spielhuhn und der Sptelhahn, kleiner. Der Hahn schwarz und weiß, fast wie eine Aegerste; der Schwanz geht hinten in Form einer Gabel auseinander. Das Huhn gelbbraun und schwarz gefleckt.

Dann noch das Haselhuhn, das Schneehuhn, das im Winter ganz weiß wird, im Sommer grau ist, u. a. m. Alle diese Waldhühner haben über den Augen schöne rothe warzige Flecken.

Nahe verwandt mit diesen sind die Arten der Feldhühner, wozu die Rebhühner und die Wachteln gehören. Beide sind in unserm Kanton selten, besonders die erstern. Alle nähren sich von Korn und Getreide, doch auch von Insekten, wie die Haushühner, legen meist viele Eier, und sind gut zu essen; und eben darum wird ihnen wohl so sehr nachgestellt.

„Et, da kommt jetzt ein gewaltiger Vogel! Das ist wohl gar der Vogel Strauß!“ Nicht ganz! Der Strauß ist ein Afrikaner; dieser da ist ein Europäer und heißt: der Trappe. Er marschirt auf seinen hohen Beinen hoch daher, und ist wohl der größte Vogel, der unter uns

herumläuft. Auf dem Oberleib ist er rothroth, schwarz wellenförmig gezeichnet, Unterleib weißlich und grau. Das Männchen hat einen fedrigen Schnauzbart, wie sie jetzt Mode sind. Er ist gewichtig und wiegt von 24 bis 30 Pf. Er kommt aber gar selten zu uns und ist sehr scheu und schwer zu schießen. Sie nähren sich wie die Hühner.

Jetzt marschirt eine andre Armee auf! Ist doch als ob sie auf Stelzen einhergingen. Das ist kein Wunder. Sie sind bestimmt in Sumpf und Moos herum zu waten, und von allerlei Wasserthieren sich zu nähren, darum müssen sie wohl lange Beine und lange Schnäbel haben. Es ist die Armee der Sumpfvögel, auch werden wir nur die bekanntesten hervorrufen!

Komm du zuerst, freundlicher Storch, traulicher Hausgenosse, Freund Bernesehnh. Du hast dich recht zur Parade gefurtigt mit deinen rothen Strümpfen. Deine rothe Nase soll Niemand schelten, denn du hast sie wahrlich nicht vom Weintrinken. Wir wollen gelegentlich des weitern von dir sprechen. Für jetzt schönen Dank, daß du des sogenannten Ungezieters so viel verzehrst. — Aber wer ist der dunkle, schwarzbraune Geselle, der mit dir kommt? „Das ist mein Vetter, der in Aegypten am Nilfluß wohnt, und mich hieher begleitet hat.“ Aha! Der schwarzbraune Storch! Also ein fremder Herr, der selten hieher kommt!

Da ist noch ein solch langbeintiger Vogel, hat aber einen viel kürzern Schnabel; dunkel aschgrau, mit schönen langen, gekräuselten Federn, die über den Schwanz herabhängen. Solchen Vogel habe ich noch nie gesehn. Das ist der Kranich, der in unserm Lande freilich ziemlich selten ist, und meist einzeln im Frühling erscheint.

Aber seht hier einen vollends merkwürdigen Vogel. Es ist der rothe Flammant. Was der für lange, dünne, rothe Beine hat, einen kuriosen eckigten Schnabel, und über und über rothe Federn, und schwarze Flügel. Es ist ein prächtiger, aber seltener Vogel, der sich eigentlich in Afrika und auf den Inseln im mittelländischen Meere aufhält. Es ist sehr selten der Fall, daß er bei uns erscheint.

Was schreit da so fürchterlich in der Höhe? Aha! Das ist der Fischreiher (Reigel), der mahnt, daß wir ihn nicht vergessen. In Gestalt gleicht er dem Storch, ist aber grau, und hat grüne Füße. Er ist lange nicht so traulich und zahm, wie der Storch, zieht immer nur den Flüssen und Seen nach, lebt gerne in stillen Gegenden, und nährt sich meist von Fischen. Da aber die Leute selber gern Fische essen, so behandeln sie ihn wie einen Dieb und — schießen ihn todt, wo sie können.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Bücherkaufen und Lesen.

Wenn der König Salomo schon sagte: „des Bücherschreibens ist kein Ende!“ was würde er jetzt erst sagen! Aber so wie am Jahrmarkt unter dem vielen Volke auch mancher Lump, Bettler oder Spießbub herumläuft, so ist unter der Fluth von Büchern, die täglich größer wird, gar viel Schafelzeug, wobei es um das Papier schade ist. Der geneigte Leser will doch aber gerne noch etwas anderes lesen, als nur den Kalender! Aber was? Sein Geld mag er doch nicht unnütz ausgeben; der Titel eines Buches sagt nichts, oder lügt, oder wird unrecht verstanden. — Der Bote hat sich hierüber

Raths erholt, und will dem geneigten Leser den erhaltenen guten Rath mittheilen. Botschaft erst, so rief mein Rathgeber: Kauf kein Buch wegen seines Titels. Es hat einmal einer, der gern gescheid sein wollte, Kants Kritik der reinen Vernunft gekauft. Das war gut gemeint! Aber sicher hat er nichts daran begriffen. Denn dieses Buch ist manchem Gelehrten zu hoch, geschweige einem Landmann.

Kauf kein Buch, weil es in öffentlichen Blättern gerühmt wird. Der Krämer preiset seine Waare; und die Buchhändler pfeifen aus vollen Backen, wenn sie am Ende auch nur Läusepulver verkaufen. „Was sich rühmt, das mangelt sich!“

Du mußt vorerst selber wissen, was du willst! Ein Buch für dich, oder die Kinder? ein geistliches oder ein weltliches Buch? Geschichte oder Geographie? u. s. w. Der Schuß geht in's Blaue verloren, wenn du nicht weißt, worauf du zielst.

Laß dir rathen von Jemand, der genug Bücher kennt, um zu wissen, was für dich taugt. So hat's der Bote gemacht, und sich wohl dabei befunden. Ihm sind folgende Bücher gerathen worden:

Der Denkfremd, von Schlegel, 1 Bd. Ein Buch, für welches Niemand sein Geld reuen wird. Wer mehr daran wenden will, nehme das Handbuch für Volksschullehrer, vom gleichen Verfasser, 4 Bde.

Steinbeck, der aufrichtige Kalendermann, 3 kleine Bde. Es ist ein vortreffliches Buch, um den astronomischen Theil des Kalenders verstehen zu lernen.

Hellmuth, Volksnaturlehre, zur Dämpfung des Aberglaubens. Keine wissenschaftliche Physik, die für den gemeinen Mann zu hoch ist. Aber ein sehr lehrreiches Buch für alle verständigen Leute.

Erzählungen aus der Schweizergeschichte, nach Chroniken, von Rud. Hanhart, 4 Bde. Ein äußerst angenehmes und lehrreiches Buch. Der nämliche Verfasser gab auch einen ganz kurzen Abriss der Schweizerhistorie, in einem kleinen Bändchen. So kurz ist auch die Beschreibung der Schweiz, von Weiß, die 1836 in Zürich herauskam.

Will der Leser hübsche vaterländische Lieder und andere Gedichte, so findet er sie in Joh. Ludwig Am Bühls Gedichten (St. Gallen und Leipzig 1803), und in den Gedichten über die Schweiz und Schweizer. Bern 1793. 2 Bde.

Am gescheidesten aber ist's, wenn unter verständiger Leitung sich im Dorfe eine eigene Büchersammlung bildet, wo die Antheilhaber um ein kleines Jahrgeld immer nützliche Bücher zum Lesen finden. Oder wenn sie sich an eine bereits vorhandene Schullehrerbibliothek wenden, worin nicht nur Schulbücher, sondern auch andere nützliche Lesebücher sich finden. — „Das ist blutwenig gemeines Zeug,“ meint ein Gewisser! Ja! Der Bote ist eben auch nur ein gemeiner Mann, und schreibt nur für Seinesgleichen. Der gelehrte Herr Jemand kann ja lesen was er will.

Lustig bezahlt.

Eine Gespenstergeschichte.

In einem deutschen Gasthose kommen zusammen zwei Werboffiziere, und war der

eine ein Preuße, der andere ein Oesterreicher. Wie sie nun am Abend wohl und gute Weile hatten zu schwagen hinterm Bierglase bei der Pfeife Tabak, so kommen sie auch auf Gespenster zu sprechen, und sagt der Preuße: es giebt keine Gespenster! und der Oesterreicher: es giebt Gespenster! und der Preuße: ich glaubs nicht! und der Oesterreicher: ich glaubs! Der Bote bezkennt, daß er da gut preußisch ist. Und wenn der Leser nicht will ausgelacht werden, so muß ers auch sein. Da meint der Oesterreicher, er will den Preußen überweisen: wickelt sich um Mitternacht in sein Leintuch, schleicht hinüber, und fängt vor dem Bette des andern einen Geistertanz an. — Dieser erwacht, merkt den Spas, schleicht auf der Hinterseite still aus seinem Bette, hüllt sich ebenfalls in sein Leintuch und tanzt stillschweigend mit. So wie der Oesterreicher im Umwenden eine zweite weiße Gestalt erblickt, erschrickt er, und reißt aus. Der Preuße ihm nach und ruft: „Na! Bruder Weißrock! wollen wir den Tanz nicht austanzen? — Jetzt weiß der Leser, warum ichs mit dem Preußen halte.“

Schmerzlich bezahlt.

Noch eine Gespenstergeschichte.

Es geht das Gespensterspiel nicht allemal so lustig zu Ende, wie oben; und darum warnet der Bote vor solchem gefährlichen Spiele. — Da haben einige muthwillige und unnütze Buben im Sinne dem Pfarrer seine schönen Birnen zu plündern. Damit aber Niemand sie störe, so muß einer, in einem weißen Hemde, wie ein Gespenst auf dem Kirchhof herum spazieren, und die Leute vom Fußweg schrecken. Da kommt

der Hans, das Gespenst erscheint; und Hans flieht, was die Beine laufen mögen. So ist das Bubenpiel gelungen! Aber zu ihrem Schaden. Denn das nächste Mal, als wieder ein Gespenst den Kirchhof hütet, kommt der Jäger eben durch den Fußweg heim. Die Gestalt tritt ihm in den Weg, und meint, er soll auch davon laufen. Aber der war kein solcher Furchthans, und spricht: „Scher dich weg, dummer Teufel, oder du erlegst!“ Aber das Gespenst war eben ein dummer Teufel, meinte: der flieht doch noch! und bleibt stehn. Da giebt der Jäger Feuer, schießt dem Kerl die Beine voll Schrotten, und — hat der Bote nicht recht vor solchem Muthwille zu warnen?

Noch schlimmer.

Auch eine Gespenstergeschichte.

König August von Polen, der wegen seiner außerordentlichen Stärke berühmt ist (er war 1670 geboren), lebte als Prinz einige Zeit zu Wien, am österreichischen Hofe, und war ein Protestant. Da meinten einige thörichte Menschen, es sei für den katholischen Kaiser gefährlich, mit einem Kezer Umgang zu haben. Weil sie aber nicht geradezu dem Kaiser zu sagen wagten, daß er ihn entferne, so suchten sie das mit heimlichen Künsten zu bewerkstelligen. Und das ist allemal ein böses Zeichen, wenn der Mensch seine Sache auf Schleichwegen zu erlangen sucht. So erschien Nachts im Schlafzimmer des Kaisers ein Gespenst aus dem Fegfeuer, seufzte, und sprach: „ich kündige dir an, daß wenn der verdammte Kezer, Prinz August, nicht innert drei Tagen deinen Hof

verläßt, du Verderben über dein Haus ziehen wirst.“

Todeschweiß schwitzte der Kaiser. So bald es Tag war, ließ er den Prinzen rufen und gab ihm mit Wehmuth den Befehl abzureisen. Aber August lachte, und beruhigte den Kaiser; bat aber zugleich um Erlaubniß, die nächste Nacht da zu bleiben, und den Befehl des Geistes selbst zu hören. So geschah es, doch wußte Niemand darum! Richtig kommt der Geist und wiederholt seine Drohung. Aber jetzt springt August aus dem Bette, reißt das Fenster auf, packt den Geist, wirft ihn zum Fenster hinaus, und sagt: „gehe hin, wo du hergekommen bist.“ — Am Morgen fand man unter den Fenstern des Kaisers — nicht einen Geist, aber einen verkleideten Mann, mit zerbrochenen Armen und Beinen. Die Geister ließen von da an den Kaiser ruhig!

Frisch gewagt und angegriffen!

Bald verschwindet Schein und Trug,
Und der Geist hat ausgepiffen,
Packst du ihn nur fest und klug.
Muth, Besonnenheit und Kraft,
Dir vor Geistern Ruh verschafft.

Gespräch

zwischen einem Pfarrer und seinem alten Schulmeister.

Schulmeister. Ich denke, Herr Pfarrer, mit meinem Schulhalten ist's jetzt bald am Ende. Es muß jetzt eben alles Alte neu werden, und da kommen Sachen zum Vorschein, die ich einmal nicht dem Namen nach kenne.

Pfarrer. Es ist mit dem allem nicht so böß gemeint! Mit Reden ist nichts gethan;

und je mehr oft von einer Sache geredet wird, desto weniger wird gethan. Wollte man alles so machen, wie viele jetzt schwagen, die Bauern müßten anders in den Sack greifen; und davon sind sie eben nicht Freund.

Schulmeister. Ich habe bisher meine Sache etwa gemacht, so gut möglich. Ich habe nun schon an die 10 Jahre Schule gehalten, und manches von mir selber gelernt. Als die neue Methode kam, da gefiel sie mir; ich ließ mich nicht verdrießen wieder zu lernen, und euer Vorfahr hat mir redlich d'rein geholfen. Aber jetzt ist das alles nichts! Jetzt sind alle Schulen auf einmal so erbärmlich! Jetzt sollen da Primarschulen und Sekundarschulen und weiß nicht was werden.

Pfarrer. Erschrecket nur nicht ab den fremden Namen! Es wäre freilich besser, man redete überall deutsch mit deutschen Leuten, damit man sich verstände. Unter Primarschulen ist weiter nichts verstanden, als Schulen, in denen der erste, allgemein nothwendige Unterricht erteilt wird, wie in unsern Landschulen. Weil man aber die Aufklärung höher treiben will und aus dem ganzen Volke künftige die Regenten genommen werden sollen, so ist's allerdings nöthig, daß diese auch besser unterrichtet werden. Dafür sollen die Sekundar- oder die Schulen der zweiten Stufe dienen.

Schulmeister. So! So! — Nun das gefällt mir nicht übel. Wer nicht ein Bauersmann bleiben, sondern ein Herr werden und regieren will, muß freilich mehr lernen als was in Holz und Feld gut ist. Aber ich weiß doch nicht, ob das so geht. Bringen wir die Kinder nur mit Mühe und viele gar nicht in die erste Schule,

wie werden sie denn in die zweite gehen? Ihr wisset am besten, Herr Predikant, wie sie sich weigern die Schule zu besuchen, so bald sie in die Unterweisung gehen; und meinen sie seien zu groß zum Lernen; und wie sie sperzen, und nicht warten mögen, bis ihr ihnen erlaubet, damit sie nicht mehr zur Schule brauchen.

Pfarrer. Das ist allerdings so. Aber jene höheren Anstalten werden wohl nur für die sein, die gerne wollen; zwingen wird man Niemand können. Wie weit es geht, das wird am Besten aus der Erfahrung sich zeigen.

Schulmeister. Es kommt mir überhaupt vor, man will jetzt aus den Kindern alles mögliche machen, und darum soll man schon in der Schule alles mögliche lehren. Aber das ist in Gottesnamen nicht möglich! Ich einmal bin allemal froh und danke Gott, wenn ich mit dem allernothwendigsten etwa ordentlich in die Kehre komme, und meine Kinder das Wenige, was ich sie lehren kann, recht können.

Pfarrer. Man ist eben über die Hauptfrage ungleicher Meinung: wozu soll die Schule die Kinder bilden? Ich antworte im Allgemeinen: sie soll Menschen bilden, das heißt: den Verstand wecken, die Gefühle des Herzens leiten, und den Menschen auf den Pfad leiten seine Bestimmung zu erreichen, d. h. das zu werden, was er werden soll als Mensch überhaupt. Das wird er, wenn er vernünftig denken und rechtschaffen handeln lernt. Da aber der Mensch seine Bestimmung hier auf Erden nie ganz erreicht, nie ganz vollkommen wird, da er unsterblich und für eine künftige höhere Welt bestimmt ist, so muß auf diese höhere Bestimmung ganz besonders Rücksicht genom-

men und also der Religionsunterricht immer als Hauptsache aufgestellt werden. Menschen und Christen soll die Schule bilden.

Schulmeister. Es ist mir doch lieb, daß der Herr Predikant auch meiner Meinung ist. Aber da habe ich mit dem Gemeindschreiber disputirt. Der meint: für den jetzigen Stand der Aufklärung müssen die Schulen ganz anders werden. Man könne heut zu Tage auch die Professionen nicht nur so obenhin treiben; der Schuhmacher müsse wissen wie man das Leder bereite und von welchen Thieren das beste komme; der Schneider müsse die Schaauszucht, die Tuchmanufaktur und die Färberei kennen. Darum müsse man Naturgeschichte und Dechlo-geret lehren.

Pfarrer. Technologie wollte er wohl sagen. Aber so reden die Leute, die nichts von einer Schule verstehen und nur den andern nachsprechen. Manchmal aber machen sie sich nur lächerlich damit.

Schulmeister. Ja, ich konnte mich einmal nicht überhalten; ich fragte den Schreiber: weißt du von welchem Vogel deine Schreibfedern kommen? — He! von den Gänsen, sagte er. Hast du das in der Schule gelernt? Nein das nicht. Und weißt's doch! Und schreibst auf Papier wenn du schon nie in der Papiermühle warst. Aber freilich mit den Lumpen bist du wohl bekannt. Da haben die andern gelacht, und der alte Chorrichter hat gesagt: Allerlei lernen ist wohl gut, aber daß jeder das rechte lerne ist noch besser. Am besten aber ist, wenn die Leute früh lernen recht thun. Wenn einer noch so viel weiß und thut nicht recht, so geht er doch zu Schanden, wie man der Exempel genug

hat. — Da ist der Schreiber zur Thür aus gegangen.

Pfarrer. Es ist allerdings an dem, daß jetzt alle Handwerke und Künste auf einen so hohen Grad getrieben sind, daß es wohl auch einer besseren Vorbereitung bedarf. Allein jene höheren Wissenschaften gehören in die Real-, Kunst- oder Handwerkschulen, denn sie erfordern schon viele Vorkenntnisse und Verstandesübung. Diese machen eine Primarschule immer nothwendig; und so wird sich endlich wohl wieder eine Ordnung herstellen, wenn die Leute der Unordnung satt werden. Nur Geduld, lieber Schulmeister. Zeit und Erfahrung haben immer noch ihr Recht behauptet.

Die Baumwolle.

(Mit einer Abbildung.)

Unter denjenigen Pflanzen, die dem Menschen zu Tuch und Kleidern dienen, ist die Baumwolle besonders merkwürdig, und ein dankenswerthes Geschenk der Vorsehung. Ihre Pflanzung, Handel und Verarbeitung beschäftigen viele tausend Menschenhände, geben vielen tausend Menschen Nahrung und Unterhalt; sie dienen vielen Tausenden zur Kleidung. Sie ist leicht, weich, warm, läßt sich sehr fein spinnen, mit jeglicher Farbe färben, ist nicht theuer, und daher für Jedermann dienlich, so daß nicht leicht ein Haus gefunden wird, in dem nicht Baumwollenwaare gefunden würde; war's auch nur in den weißen Mannskapen und im Docht (Dachen) in der Lampe. Die Pflanze, welche die Baumwolle liefert, ist ein Kind der Wärme, und ursprünglich in heißen Ländern zu Hause. Doch hat man sie, ihres großen Nutzens wegen, auch



A. Die Bluff. B. Eben diese halb verfallen. C. Die Baumwolle am Stengel. D. Vom Stengel genommen von unten; E. eben so von oben anzusehen.

in die wärmern Gegenden von Europa, in Sizilien, Neapel, Malta u. s. f. verpflanzt. Es sind zweierlei Pflanzen, welche diese nützliche Wolle liefern; die eine ist ein Baum, der in Ost- und Westindien wächst; die andere, die besonders viel in den Handel kömmt, ist eine Staude, und es giebt deren mehrere Arten. Die Blume (Blust) hat fünf schwefelgelbe Blätter, giebt aber keinen Geruch. Die Frucht ist eine Hülse, wie z. B. an den Buchnüssen, nur größer. Sie hat im Inwendigen drei oder vier Abtheilungen; in diesen liegt die Baumwolle, und in derselben die Samenkörner. Eine besondere Art ist die sogenannte Nankinwolle, die nicht weiß sondern gelb ist, und zu dem beliebten Zeuge „Nankin“ verarbeitet wird. Diese wächst besonders in China.

Die Pflanzung der Baumwollenstande ist sehr vortheilhaft. Die Pflanze nimmt mit dem magersten Boden vorlieb, so fern er nur nicht durch frühere Pflanzungen erschöpft ist. Will man eine Pflanzung anlegen, so wird der Boden von Pflanzen gereinigt; man macht regelmässige Reihen von 5—6 Fuß von einander Löcher, welche 4 Fuß von einander abstehn, und jedes einige Samenkörner enthält. Nach 14 Tagen laufen diese auf, und so wie sie wachsen, zieht man die überflüssigen bis auf 2 oder 3 aus. Nach drei Monaten werden die Pflanzungen gejätet, und die aufgeschossenen Pflanzen beschnitten. Im fünften Monat blüht der Strauch und nach acht Wochen ist die Schotte reif, öffnet sich und die Baumwolle wird sichtbar. Sie wird nun gesammelt, durch eine eigene Maschine von den Samenkörnern gereinigt, noch einmal erlesen, und in Ballen zu 200

Pfund zum Verkauf verpackt. — Man hat berechnet, daß die Pflanzung der Baumwolle etwas über 14 Prozent vom Kapital abtrage. In England allein leben mehr als 350,000 Menschen von der Baumwolle. Im Jahre 1799 wurden in England 35,689,000 Pfund Baumwolle verarbeitet; was etwa ein Kapital von 57 Millionen Thaler macht. — So viel bringt diese einzige Pflanze einem einzigen Lande! Wie viel allen andern. So reich ist die Natur an Gaben für den Menschen. Und ihr Urheber?

Einige Merkwürdigkeiten der Stadt Bern.

Nach der Zeitfolge geordnet.

(Fortsetzung.)

1518. Bernhardin Samson kommt in die Schweiz, verkauft Ablass, d. h. Vergebung aller Sünden um Geld, und gewinnt viel.
1519. Niklaus Manuels Fasnachtsspiele werden auf offener Gasse aufgeführt. Darin werden die Mißbräuche der römisch-katholischen Kirche gerügt, und die Umtriebe des Papstes und der Geistlichen verspottet.
1524. Ein neuer Ablasskrämer kommt, wird dem Bischoff von Lausanne zugeführt, dieser läßt ihn laufen. Bern zürnt und läßt auf allen Kanzeln den Ablass verrufen.
1528. Im Jenner wird die berühmte Disputation zu Bern in der Kirche der Franziskaner gehalten; in Folge welcher in Bern die Reformation angenommen wurde. Jene Kirche und

- Kloster ward in Schule und Akademie verwandelt.
1561. Ward befohlen wöchentlich einmal die Stadt vom Unrath zu säubern.
1568. Brennt der Helm der Nydeckkirche durch Verwahrlosung des Wächters ab.
- 1577 bis 1581. Ward das Schulgebäude erbaut.
1579. Aus einem vormaligen Kornhaus wird ein Zeughaus gemacht.
1581. Auf Medardi, den 8. Brachmonat, wird die neue Schule förmlich eingeweiht.
1585. Niklaus Straßer, Pfarrer zu Stalikon im Kanton Zürich, erbaut zu Bern die Maschine, welche das Brunnenwasser in die Stadt treibt.
1604. Die Kirche zum heiligen Geiste, gehörig zum Kloster der Brüderschaft und seit der Reformation beschloffen, wird wieder eröffnet und zwei Kandidaten sollen da predigen.
1622. Die Schanzen werden mit großen Kosten gebaut.
1623. Die Kirche der ehemaligen Dominikaner wird zum französischen Gottesdienst bestimmt, und der erste französische Prediger wird angestellt.
1628. Regierte die Pest gar schrecklich. In der Stadt selbst starben 2492 Personen. Im Jahr drauf 264. Auch ward damals das erste Jubeljahr der Reformation gefeiert.
1654. Den 25. Heumonat stürzt der Student Theobold Weinäpflin mit einem Pferde über die Kirchhofmauer hinunter, kommt in die Insel, wird da geheilt, und später Pfarrer nach Kerzers, wo er 1694 starb.
1690. Erbaut Gottfried Fischer die erste Reitschule. Später baut die Regierung eine beim Kornhause.
1711. Anfang des Baues des großen Kornhauses, nach dem Plane des Ingenieurs Bär von Konstanz; ausgeführt von dem Werkmeister Dünz; beendet 1716. Darunter ist ein prächtiger Keller, worin das größte Faß 226 Saum haltet.
1718. Die Insel wird vom Baumeister Dünz erbaut. Einst war sie ein Nonnenkloster Sankt Michels Insel genannt. Seit der Reformation ein Krankenhaus, jetzt durch Brandübel beschädigt, darum neu gebaut.
1721. Die Spital- oder heiligen Geistkirche erhält einen eigenen Pfarrer und Helfer. Eben so die Kirche auf der Nydeck.
1722. Wird die neue Kirche zum heiligen Geiste zu bauen angefangen. Sie kostete bei 50,000 Kronen. Beendet 1729 durch Schildknecht. Im gleichen Jahre kam die Uhr in den Thurm der Nydeckkirche.
- 1728 und 1729. Das Rathhaus des sogenannten äußeren Standes gebaut.
1728. War das zweite Jubeljahr der Reformation.
1735. Der Burgerspital nach dem Plane von Abeille durch Nikl. Schildknecht angefangen, und durch Baumeister Luz 1739 vollendet.
1744. Das Stiftgebäude wird durch Werkmeister Zehender vollendet, nach dem Plane von Herrn Stürler.
- 1750 bis 1758. Der neue Aargauerstalden, die Straße von Bern nach Solothurn

- und Zürich wird gemacht, und kostet über 8000 Thaler.
1779. Ward die sogenannte Kunstschule errichtet.
178. .? Anfang des neuen Staldens gegen Thun.
- 1783 bis 1786. Bau des neuen Knabenwaisenhauses durch Herrn Werkmeister Zehender.
1787. Der Brand der Münze und des Rathhauses.
1792. Das neue Bibliothekgebäude errichtet.
1793. Die neue Münze beim Arzielethor vollendet von Antoine von Paris.
1798. Merz 5. Siehe Psalm 137!!!

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Die Demokratie, diejenige Verfassung eines Landes, wo das Volk die höchste Gewalt hat, heißt Volksherrschaft. Demokrat, einer der dieser Herrschaft zugehörig ist.

Departement wird, als ein französisches Wort, eigentlich Departement ausgesprochen, und bedeutet einen gewissen bestimmten Geschäftskreis, der in Monarchien einem Minister, in Republiken einer Behörde angewiesen ist. Auch werden in Frankreich die einzelnen Abtheilungen des Landes Departemente genannt.

Depesche, Briefe und Schreiben die vom Staate ausgehen.

Depoziren, hinterlegen, in Verwahrung geben. Ein Depot, ist der Ort wo es verwahrt wird. Deposition oder auch Depositum, ist die hinterlegte

Sache, und der so etwas hinterlegt, heißt Deponent.

Der Deputirte, besser deutsch: Abgeordnete. Die Deputation, Abordnung, die Abgeordneten zusammengekommen.

Der Deserteur (also nicht Dessertör). Ein Soldat der von seiner Armee entläuft, Ausreißer. Die Desertion, Desertiren.

Desperat, verzweifelt, hoffnungslos.

Der Despot, ein Mensch, der seinen Eigenwillen Andern als Gesetz aufdringt, keine andere Meinung duldet und Andersdenkende verfolgt.

Das Dessert, der Nachtisch, dasjenige, was nach der eigentlichen Mahlzeit noch aufgetragen wird.

Die Devise, ein kurzer Sinnspruch. Wenn wir sagen: der oder ein Devis, so bedeutet das einen Bauanschlag, vorläufige Angabe der Arbeiten und Kosten. Daher Devisiren.

Das Diadem (sprich das e scharf). Ehedem eine köstlich geschmückte Kopfbinde der Fürsten, ehe die Kronen aufkamen. Daher königliche, fürstliche Würde.

Die Diät. Die Lebensordnung in Essen und Trinken, in Art und Maß der Lebensmittel.

Der Dilettant, besser Liebhaber, im Gegensatz mit dem Künstler.

Der Diphthong, besser Doppel-lauter, zwei verbundene Selbstlauter, wie at, eu u. dgl.

Dirigiren, besser deutsch: führen, leiten. Der Direktor, der Vorsteher; die Direktion, die Leitung, auch die Gesamtheit derer, denen eine Leitung anvertraut ist. Man sagt aber auch: in

der Direktion nach Osten u. dgl. Da heißt das Wort: Richtung gegen Morgen u. s. f.

Der Dissident, oder Dissenter, mit diesem Worte werden diejenigen bezeichnet, die von der allgemein angenommenen Ansicht und Weise abwetachen. Also: Andersdenkende. Halten nun diese mit ihren Gleichgesinnten zusammen, so bilden sie eine Sekte, und werden Sektirer, so bald sie sich von Andern absondern, Separatisten, Abgesonderte.

Der Divan, so heißt der Staatsrath des türkischen Kaisers.

Sich Divertiren, auch amüsiren, besser belustigen.

Der Doktor, ein Mann der die höchste Würde in einer Wissenschaft erlangt hat. Daher giebt es Doktoren in der Medizin und Chirurgie, oder Arzneiwissenschaft; in der Theologie, oder Gottesgelehrtheit; in der Jurisprudenz, oder Rechtswissenschaft.

Das Dokument, besser Urkunde.

Die Domäne, ein Gut das dem Landesfürsten oder dem Staat angehört. Dann auch jedes liegende Gut; daher Pfreunddomäne.

Die Dose, eine zierlich gearbeitete Büchse oder Schachtel, besonders zur Aufbewahrung von Rauch- und Schnupftaback.

Die Drachme, war ehemals eine kleine Münze bei Griechen und Juden. Jetzt bedeutet es den vierten Theil eines Lothes, ein Quentchen (Quintli).

Dressiren, zu gewissen Berrichtungen abrichten, z. B. Pferde zum Reiten, Hunde zum Jagen. Die Dressur.

Das Duell, besser ein Zweikampf.
Das Duett, ein Musikstück für zwei Stimmen oder zwei Instrumente.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Taback.

Wer gerne sein Pfeiflein raucht, mag auch gerne das Kraut näher kennen, das er verbrennt. Der Taback ist ursprünglich ein amerikanisches Gewächs; und als die Europäer jenen Welttheil entdeckten und sich dort ansiedelten, so war das Rauchen schon überall üblich. Doch werden dort nur Cigarren, d. i. zusammengedrehte Tabackblätter, geraucht, nicht aber geschnittener Taback in Pfeifen. Die Indianer wickeln das Kraut in Blätter von Türkenkorn (Meerkorn, Mais). Die Spanier nahmen dafür Papier. Indessen scheint dort der Gebrauch mächtig abgenommen zu haben, während er in Europa, wenigstens bei uns, offenbar zunimmt. Um das Jahr 1559 erhielt unser Welttheil den ersten Taback aus der mexikanischen Provinz Yucatan. Der Gebrauch nahm unbegreiflich überhand. Schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts (d. h. um 1590) ward in England bittere Klage geführt, „über die Nachahmung der Sitten wilder Völker.“ Man sagte: „Es könnte durch das Tabackrauchen die englische Natur des Menschen in eine barbarische verwandelt werden.“ Auch bei uns war das Rauchen unter dem Namen des „sündlichen Tabacktrinkens“ verboten. Die Thäter mußten 1 Pfund Buße bezahlen vor Chorgericht. Man fand etwas dem Teufel ähnliches darin, Rauch einzuschlucken und auszublasen. — Das Wort: „Taback“ kommt aus der alten

Sprache von der Insel St. Domingo, und bedeutet nicht eigentlich das Kraut, sondern die Röhre, wodurch der Rauch eingezo-gen wird. Es wäre sehr nützlich, wenn ein Raucher berechnen und bekannt machen wollte, was der Spas ihn in einem Jahre kostet, für Taback, Pfeifen, Feuerzeug ic. ic.!

Von ungewöhlicher Witterung.

Alle-mal wenn etwa ungewöhnliche Witterung kommt, so sagen die Leute: „so ist es noch nie gewesen! Das ist nie erhört worden.“ Und doch war's in alten Zeiten gerade so wie jetzt. Vom Jahre 1502 wird geschrieben: Dieß Jahr hat angefangen mit sehr großem Schnee und Kälte, also daß an vielen Orten viel Häuser und alle Wege mit Schnee, mehr als einen Monat lang, verlegt wurden; der brach auf den letzten Tag Jenners, und that durch Wasser und Launen viel Schaden. Aber am 13. May war ein solcher Schnee und Kälte, daß man die Stuben heizen mußte.

Auf den 22. Juni kam ein grausamer Hagel, von Genf an über Bern, Zürich, den Konstanzersee hinaus in Schwaben; der Strich war zum schmalsten einer halben Meile breit, mit Steinen wie Hühnerer und Gänseeier, auch größer. Er schlug alle Feldfrüchte in den Boden, und viel Geflügel, zahme und wilde Thiere zu Tode; that auch großen Schaden an Dächern und Fenstern. Darnach kam Mangel und Theurung. Die Stadt Bern kaufte zu Basel und Mülthausen 600 Mütt Kernen und Roggen und 2000 Mütt Korn, zu Speise und Ausfaat für die Ihrigen. Auch eine große Krankheit herrschte, die nur in Basel

bei 5000 Menschen wegraffte. — Was soll man dazu sagen?

1) Es war immer wie jetzt, daß der Mensch nicht die Welt regiert, sondern ein anderer Meister ist, und das ist gut so, item ein gutes Temperir-Pulver für den menschlichen Hochmuth.

2) Was ehemals geschehen ist, kann auch jetzt geschehen. Wenn aber auch Theurung käme, so könnten wir uns der vollen Wirths; und Pintenhäuser und der leeren Kornhäuser getrösten. — !

Von einer frömden Geschicht, die zu Bern beschah.

(Aus einer Chronik.)

In dem Jare 1399 war einer zu Bern gefessen, der kam für den Spihal (wo jetzt das Klösterli ist) herab, und wollt über niedere Bruck harin gan, und als er komme zu dem Thurn enent der Bruck, da war ein Knab darauf, der steig oben heraus, und wollt Bögel ausnehmen, und mißhut sich und fallt herab eben auf den Galgenmeister; und von dem hohen schweren Falle sielend sie beid nieder, und beschach ihnen fast weh. Da beklagte der Galgenmeister den Knaben am Gerichte, daß er ihm seine Schmerzen und Schaden ablette (Schmerzengeld zahle). Da klagte der Knabe hinweg: der Galgenmeister hätte ihn geirrt an seinem Falle, und gerraute, daß er ihm das sollt ablegen (Wandel dafür thun). Dies Urtheil ward gezogen für die Weisen und stah noch auszusprechen. — Nun, da die Weisen das Urtheil noch nicht ausgesprochen haben, so will es der thörichte Bote aussprechen, also: „es soll der Galgenmeister auf den Thurn steigen, und der

„Knabe soll unten durch gehen, und der Galgenmeister soll herabfallen auf den Knaben“ — und — — Wie? das wollt ihr nicht? Nun so laßt's bleiben, vertragen euch im Frieden und danket Gott, daß ihr mit dem Leben davon gekommen seid.

Etwas von dem Sektenwesen.

Man hat den Boten schon hie und da angestochen, er solle doch einmal die Stünder, Sektirer, Neutäufer und dergleichen Leute in seinem Kalender recht durchhecheln. Aber das will er nicht thun, und zwar darum nicht: 1) Es betrifft diese Sache die Religion, und die ist zu ehrwürdig und zu heilig, als daß sie im Kalender besprochen werden sollte. 2) Mit Spotten und Lächerlichmachen werden die Leute nur erzürnt, aber weder belehrt noch bekehrt. 3) Zum Belehren und Befehlen ist aber der Bote nicht der rechte Mann, und ist immer der Meinung, es stünde viel besser in der Welt, wenn jeder steif bei seiner Sache bliebe, und seine Nase nicht in anderer Leute Beruf und Amt steckte. Indessen will ich meine einfältige Meinung darüber aussprechen, wie folget:

Es hat zu allen Zeiten mancherlei Ansichten und Meinungen in der Religion gegeben, und so wird es seyn, so lange die Menschen Menschen sind. Darum hat man sich darüber weder sonderlich zu freuen noch zu fürchten.

Den Glauben kann und soll niemand zwingen. Zwang macht nur Heuchler, und Verfolgung ist ungerecht. Der Glaube gehört nicht vor das Gericht der Menschen, sondern Gottes.

Aber die Werke dürfen nicht frei seyn. Niemand soll und darf um seines Glaubens willen den Frieden seiner Mitmenschen stören, in ihre Rechte eingreifen, ihre Freiheit beschränken. Dafür ist die Regierung da, daß sie einen jeden in seine gebührenden Schranken weise, und darin behalte. Wenn also die Sektirer aller Arten sich an ihrem Glauben begnügen, sich stille für sich halten, niemand auf irgend eine Weise antasten und den Frieden nicht stören, so lassen wir sie nur ruhig ihre Straße ziehn. Jede Beleidigung wäre lieblos und darum unchristlich.

Treten sie aber aus ihren Schranken heraus, laufen sie wie Schwärmer im Lande herum um zu predigen, Jünger anzuwerben; dringen sie in die Häuser und entzweien die Leute; laufen sie zu Kranken, und belästigen die Sterbenden; lehren sie Verachtung der Kirche, der öffentlichen Gottesverehrung; lästern sie die von der Regierung angestellten Prediger u. s. w. dann sind sie nicht mehr unschuldig; sie haben die Glaubensfreiheit übertreten; sie stören den Glauben anderer; stören den häuslichen und öffentlichen Frieden, und das soll nicht geduldet werden.

Aber nicht die Einzelnen haben das Recht mit Gewalt sich dem entgegen zu setzen. Keinerlei Verfolgung darf eintreten. Die Regierung aber soll geziemend aufgefördert werden, Ruhe und Ordnung zu schaffen, und das Volk vor Verführung und Störung zu sichern.

So hat's der Bote von Jemand gelernt, dem er darum Dank sagt; denn er meint: das wäre das rechte.

Von der Bärenjagd in Nordamerika.

Wir kennen in unserem Lande nur eine Art Bären, und der zottige Gast zeigt sich zum Glück sehr selten; denn sonst wehe unsern Viehherden. Amerika aber hat mehrere Arten dieser Thiere, und die Bärenjagd ist eine wichtige Beschäftigung der Indianer, d. h. der ursprünglichen Bewohner dieses Landes. Ehe sie auf einen Bären losgehen, bereiten sie sich mit feierlichen Reden und Ceremonien vor. Ist der Bär todt, so treten sie mit großer Ehrerbietung hinzu, reden ihn an wie einen nahen Verwandten, bieten ihm eine Pfeife Taback an, und bitten ihn gleichsam um Vergebung, daß man ihm Gewalt angethan habe. Ein Zuschauer erzählt: als ich einmal einen Bären erlegt hatte, traten die Indianer hinzu, nahmen den Kopf in die Hand, streichelten und küßten ihn, baten tausendmal um Vergebung, daß man ihm das Leben genommen habe, nannten ihn ihre Großmutter, und sagten: er solle an ihnen nichts zürnen, denn ein Fremder habe es gethan. So wie man in die Wohnung kam, wurde der Kopf des Bären mit allem möglichen Schmucke behängt, der in der Familie zu finden war, Armbänder, Gürtel u. dgl. und nahe zur Nase ward ihm viel Taback gestellt. Die Lappländer haben eine ähnliche Verehrung für dieses Thier. Sie jagen und tödten ihn zwar auch; denn er ist ihren Rennthieren eben so gefährlich als bei uns den Schafen und Rindern. Sie essen sein Fleisch, sein Fett; sie benutzen seine Haut, seine Eingeweide. Seine Jagd ist ein Beweis von Tapferkeit. Aber sie hegen doch eine große Verehrung für dieß Thier; nennen es nie

bei seinem Namen, damit er's nicht zürne, sondern sagen: „der alte Mann im Pelzrock!“ Greifen sie ihn an, so singen sie dazu, und bitten ihn, daß er sie nicht beschädige, seinen Tod nicht an ihren Heerden räche.

Merks: jene Leute glauben, daß eine Art höherer Geister im Bären wohne, der auch nach seinem Tode ihnen noch schaden könnte. Das ist Aberglauben. Aber es giebt noch andere abergläubische Lappländer mehr, wenn sie schon nicht in Lappland wohnen.

Spaß eigener Art.

In einer gewissen Stadt hält eine Frau neben dem Thore Obst feil. Sie ist eine stattliche Frau, fett wie ein gemästeter Kapaun, und breit wie ein Zehndspeicher. Da tritt ein junger Mensch hin, und beguckt ihr Obst. „Wettet ihr öppe gern vo bene Pfrume? Si sy g'wüß gar gut.“ Ja, sagt der andere, gar gern. „Wie viel weit ihr? öppen es Hundert?“ Ja freilich! Wichtig zählt sie ihm seine hundert Pflaumen in den Hut; jetzt ernießt sie sich, lehrt sich um, schneuzt die Nase; und in dessen marschirt der junge Mensch mit seinen Pflaumen weiter. Rechts um lehrt, macht die Frau, und will Bezahlung, aber weg ist er. „Heh heit uf! heitne!“ schreit sie und wackelt ihm nach so streng sie mag. Er geht ruhig seines Wegs; und als ihn die Leute endlich aufhalten, und die Frau klagt: er habe Pflaumen gekauft und nicht bezahlt, so lacht er, und sagt: ey, gute Frau, ihr irret euch! Ich habe nichts gefordert, nichts gekauft. Ihr habt mir's freiwillig anerboren, und ich hab's mit

Dank angenommen. Was habt ihr zu Klagen? Alles lacht die Frau aus, und sie zieht brummend ab. — Der Spasß ist so so! Der Bote wenigstens will ihn nicht nachmachen.

Die wilden Schweine.

(Eine alte Fabel.)

Ein ungeheures wildes Schwein
Das oft die Winzer (Rebleute) rasend machte,

Gieng auf den Raub, und brach bei Nacht
In einen reichen Weinberg ein.

Es ward der Berg durchwühlt, da gieng
in einer Stunde,

Der Schweiß des ganzen Jahrs zu Grunde.

Der Eber fand hierauf für gut
Sich weiter umzusehn. Seht was der
Zufall thut!

Des Winzers Hütte stehet offen;
Der Winzer selber schlief besoffen;
Ein neues Glück für ihn. Der Trunk
schmeckt auf die Kost.

Der Eber fand ein Faß voll Most;
Er tunkt den Rüssel ein. O das sind
Göttersäfte!

Hilf, Bacchus, hilf wie säuft das Schwein!
Und schluckt den Saft der Trauben ein.

Schluckt, und versäuft Gehirn und Kräfte.
Es taumelt hin und her; fällt zu der Thür
hinaus,

Kömmt wieder in den Wald, stößt sich an
alle Bäume,

Es stolpert, grunzt und schnaubt, und thut
als ob es träume.

Es hört's sein Weib, die Sau, und läßt
ihr sumpfsichte Haus,

Die ganze Freundschaft folgt; das Schwein
wühlt in die Erde,

Haut nach der Mutter und dem Sohn.
Fliehet, Kinder, rief die Sau, eh' ein's
unglücklich werde!

Die Schweine folgten ihr, und floh'n.
Der Trunkenbold fiel ohne Sorgen
In Schlamm, und schlief bis an den
Morgen,

Vom Morgen bis den Mittag d'rauf;
Da stund er ganz gelassen auf,
Und wollte wie zuvor sich seiner Freundschaft
nähern.

„Da kömmt das tolle Schwein!“ schrie
die erschrockne Schaar;
Sie floh'n das gute Schwein, ob es schon
nüchtern war,
So bald sie es von weitem sahen.

Ihr dummen Sauen ihr! Wie daß ihr
euch nicht schämt?

Wenn ihr jetzt unter Menschen kömt,
Ihr würdet, ohne weit zu gehen,
Dergleichen Tolle häufig sehen.

Vierblättriger Klee bringt Glück.

Der Leser kennt das Sprichwort: „der Mensch denkt und Gott lenkt.“ Und der Bote sagt: „das ist gut so!“ Denn wie geschick und klug auch ein Mensch denken mag, Gott immer noch viel besser! Und wenn er mit seinem Denken des Menschen Denken zu Nichts macht, und der Mensch laut jammert, so ist's gerade am Besten gegangen, wie der Bote jetzt an einem Exempel zeigen will. — In der berühmten Handelsstadt Hamburg war ein Kaufmann, der wollte nach Amerika reisen mit seinen Waaren. Diese waren bereits im Schiffe, und am Abend vor der Abreise will der junge Mann noch von allen Orten und

Plätzchen der Vaterstadt Abschied nehmen. Denn eine Reise nach Amerika ist etwas ganz anders, als wenn einer im Dampfschiff von Thun nach dem Neuhaus fährt, in Unterseen einen gebratenen Albock verzehrt, und am Abend wieder heim fährt. So kommt mein Mann auch auf die Schanze, wo er sonst oft spaziert ist, und denkt: dort unten liegt das Schiff, das mich bald von der lieben Heimath wegführen soll. Wie wird's indessen hier geh'n mit allen meinen Lieben? Denn er war nicht der herzlosen einer, die nur sich selbst lieben. Wie wird's mir gelingen im fernen fremden Lande? Denn er war nicht der Narren einer, die meinen, daß in Amerika Geld regne, Silber schreie und die gebratenen Tauben in's Maul fliegen. In diesen sorglichen Gedanken blickt er zu Boden, sieht ein vierblättriges Kleeblatt, und denkt: „das bedeutet ja Glück!“ und er bricht das Kleeblatt ab. Es war aber der Wall oder Schanze damals ein schöner Ziergarten, mit Bäumen, Blumen u. dgl., und bei hoher Strafe verboten etwas abzubrechen. So steht die Schildwache hinter ihm, und arretirt ihn, und muß er, trotz alles Bittens, warten, bis abgelöst wird; muß trotz alles Bittens und Vorstellens auf der Hauptwache bleiben bis am Morgen; muß warten, bis die Polizei darüber geurtheilt hat. Indessen ist sein Schiff abgefegelt mit seinen Waaren, und er denkt: unglückseliges Kleeblatt! in welchen Schaden hast du mich gebracht. Indessen sucht er ein anderes Schiff um später in Amerika zu fahren, und berechnet, wie viel er bei diesen Umständen verliert. Aber der im Himmel hatte es besser gemeint, als der Mensch dachte. Denn als er bald

abreisen will, liest er in einem Zeitungsblatte, daß das erste Schiff, mit dem er verreisen wollte, mit der ganzen Mannschaft zu Grunde gegangen ist. Da tritt er an's Fenster, blickt mit nassen Augen zum Himmel auf und spricht mit gefalteten Händen: was Gott thut, das ist wohl gethan!

Der feurige Mann.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Es geit e Ma mit stillem Sinn sy Weg
 I dunkler Nacht, am feistre Wald vordy.
 U woner da zum Eggethürli chunt
 Steit uf es Mal — i möcht nit byn ihm sy —
 Im helle Fûür e Ma grad vor ihm zue.

„Aeh bah! Warum nit gar e Ma!“
 Jâ g'schau, so Lüt wie n'ig u du,
 Mir g'säche frylt nume d's Fûür.
 D' Fraustechinder aber g'seh der Ma;
 U deren eis wâr eben âine g'si.

Je nu! Er fürcht si nüt, u seit:
 „Gott grüß di! Bis de wer du bist.“
 U d'ruf der fûürig Ma: „Eh! kennst mi nit?“
 „Mir sy doch alme z'sâme i der Schul
 „Un Unterwysig g'si. Der halti Benz!“
 B'hüt Gott! Bist du's? Wie chunst de
 du derzu,

Daß du im Schwefelfûür b'im Thürli da
 Mußt Schildwacht sy? — Jetzt schnufst
 eismal

Der fûürig Ma, u flammet uf wie Strau:
 „Wie chumen i derzu! Ach Gott erbarm's!
 „I bin e liederliche Sufhund g'si;
 „Ha Hab u Gut im Brantewy vertha,
 „Ha All's verlumpet; u nit nume d's Geld,
 „Net der Verstand derzu verhüht.
 „Da bit i volle einisch z'Nacht
 „Hieher zum Thürli cho. Es wot nit uf;

Der feurige Mann.



„I wott jetzt d'rüber syge, g'heie d'rab
 „U todte bin i.“ — Eh erbarm si Gott!
 Säg ist der nüt meh' z'helfe? nüt meh' z'thue?
 „Ach! Bis e Trunkenbold, wie n i bi g'si,
 „Ab mir erschreckt, u d's Suse de lat sy,
 „Hilft Alles nüt.“ Jetzt geit de Ma eweg,
 U süfzet byn ihm selber: Helf dir Gott!
 Du chast no lang es süürigs Mannli sy.
 Denn geb si eine jetzt vom Suse lat,
 Fah lieber zechen ander a.
 Val jedes Hus steckt jetzt e Mienen us
 „Ach! Helf is Gott! Denn d'Wöntsche
 helfe nüt.

Die Gemse.

Dieses merkwürdige vaterländische Thier
 gehört ganz den Alpen und Bergen an, und
 ist im flachen Lande unbekannt. Die Stock-
 hornkette auf der einen, und die Kalligstöcke
 auf der andern Seite des Thunersees sind
 das unterste Ziel ihrer Wohnung in unse-
 rem Kanton. Im Sommer leben sie in
 den höchsten, steilsten und unzugänglichsten
 Gebirgen. Früh Morgens und Abends
 gehn sie auf die Weide; sonst aber liegen
 sie höher, gerne bei'm Schnee. Wenn mit
 dem Herbst das Gras in den Alpen ver-
 doret ist, und der Winterschnee die Alpen
 so frühe und tief zudeckt, so ziehen sie tie-
 fer nach den Wäldern herab, in denen sie
 im Winter Schutz und Schirm suchen, und
 am liebsten unter den Schermtannen sich
 niederlassen. Das Thier lebt am liebsten
 in Gesellschaft von seinesgleichen; und ehe
 sie durch die habgierigen Jäger und die
 helvetische Jagdfreiheit so stark vermindert
 wurden, sah' man wohl 20—40 beisam-
 men, jetzt kaum 6—10. Die Gemse ist
 eines der schnellsten, flüchtigsten Thiere,
 läuft sehr schnell und zwar in den steilsten

Felsen, wo ihr kein anderes Thier, noch
 weniger ein Mensch folgen kann. Ihr
 Gesicht, Geruch und Gehör ist außeror-
 dentlich scharf. Von Menschen und Raub-
 thieren beständig verfolgt, sind sie außer-
 ordentlich wachsam. Wo sie weiden, steht
 beständig eine auf der Schildwache. Nicht
 oder sieht sie Gefahr, so pfeift sie durch
 die Nase und der ganze Trupp flieht. Das
 Thier ist vom lieben Gott dazu bestimmt,
 in den unzugänglichen Berghöhen und
 Klüften das Gras abzuweiden, das sonst
 von keinem Thiere benutzt werden kann.
 Denn in der Natur ist nichts umsonst, und
 in der großen Haushaltung darf nichts ver-
 loren gehn. Im Sommer frisst die Gemse
 die feinsten, kräftigsten Alpenkräuter, im
 Herbst in den Wäldern Moos, dürres Laub
 und Gras, und im Winter die Vortflächte,
 d. i. das dürre graue Moos, das in langen
 Bärten oder Zotteln von den Tannen herab-
 hängt. Die Oberländer nennen diese Pflanze
 Rag. Gerne lecken sie an solchen Felsen,
 an denen ein gewisses Salz sich ansetzt.

Ende Oktober oder Anfangs Winter-
 monat kommt die Zeit wo sie am fettesten
 sind, und sich begatten. Die Böcke ge-
 rathen dann oft in heftige Kämpfe, wobei
 sie mit ihren Hackenhörnern einander von
 oben herab hauen. Das Weibchen trägt
 20—22 Wochen, und wirft Ende Aprils
 oder Anfangs Mai meist nur ein, selten
 zwei Junge, unter einem überhangenden
 Felsen, an einem trockenen, einsamen
 Orte. Das Junge läuft der Mutter über-
 all nach, und saugt sechs Monate lang.
 Sie hütet es mit großer Sorgfalt. Wird
 die Mutter geschossen, so bleibt das Junge
 oft bei ihr stehen, und wird wohl gar ge-
 fangen. Allein sie kommen in der Gefan-

genschaft nicht gut fort. Es fehlt ihnen die reine Luft und das Alpengras. Die Feinde, welche die Gemse in der Freiheit zu fürchten hat, sind: der Bär, der Luchs, der Wolf, der Adler und der Lämmergeier. Auch die Schneelawinen überfallen nicht selten die Gemen. Krankheiten haben sie wenige. Die sogenannten Gemballen, die sich in ihrem Magen dann und wann finden, und denen sonst der Aberglaube wunderbare Kräfte zuschreibt, sind das Nämliche, was sich auch beim Rindvieh vorfindet. Am gefährlichsten ist diesen Thieren aber der Mensch. Denn obschon die Gemenjagd, wovon der Bote ein andermal erzählen wird, nicht nur höchst beschwerlich, sondern sehr lebensgefährlich ist, und schon viele Jäger dabei elendiglich umgekommen sind, so giebt es doch immer noch viele, die mit Hitze dieser Jagd obliegen, und mit Gefahr des Lebens die Gemen in den wildesten Einöden oder Felsen aussuchen und schießen. Man ist das Fleisch, das aber an alten ziemlich hart ist; man verkauft die Hörner, aus denen die Drechsler allerlei verfertigen; vorzüglich aber ist die Haut geschätzt. Es ist aber doch mehr eigentliche Leidenschaft der Jagd als der Gewinn, was die Jäger treibt. — Der Bote will nicht auf die Gemenjagd gehn, obschon er von einem zu erzählen weiß, der auch mit einem Holzbein noch Gemenjäger blieb. — Mancher Angt aus vollem Herzen:

I de Flühne ist mys Lebe,
 Un im Thal thun i lei Gut.
 Was me seit ist alls veraebe;
 Gang doch nit, 's ist G'fahr um's Lebe!
 O ihr liebe, liebe Lüt!
 Ein win i bi macht das nüt.

Sittenspiegel.

(Fortsetzung. Für Männer.)

Riggel sitzt Tag und Nacht beim Glase,
 Wie theuer kommt ihn seine rothe Nase?
 Karten und Würfel, und Würfel und
 Karten
 Lassen den D nur den Spittel erwarten.
 Peter mit Weibervolch schändlich hanthiert,
 Bis er in Elend und Schand wird geführt.
 Gerne ein vornehmer Herr wäre D
 Aber Verstand und Geld fehlt ihm dazu.
 En wie der Rudi von Weisheit stets spricht,
 Doch nur er einzig, die anderen nicht.
 Sami — Schelm darf ich dich freilich nicht
 schelten,
 Liebest du aber das Stehlen nur gelten.
 Du, Trips, du wärst im Hause Herr;
 Wenn nur deine liebe Frau nicht wär.
 Ulli het Gastig, so viel me cha ha,
 En hübschi Frau, seit me, syg Schuld dara.
 Mancher klagt über ein dreifach W:
 Wein, Weiber u der Weibel z'g'seh.
 X für U macht dem Xander die Frau.
 Eh' du weibest, erst schau und dann trau.
 Glücklich wär jede z'hindrist im Z,
 We niemer nüt an ihm z'tadle hät.

Kazennarren.

Wer eine, oder nach den Umständen mehrere Kazen hält, damit sie ihm die Mäuse wegsangen, den wird Niemand tadeln. Wer aber die Kazen behandelt wie Kinder, sie auf allen Stühlen herumliegen,

wohl gar auf dem Tische herumspazieren läßt, sie zu halben oder ganzen Dukenden futtert, und vielleicht besser behandelt als seine Dienstboten, der ist kurzweg ein Kakenarr, oder eine Kakenarrin. Der bekannte witzige Abraham von Sankta Clara sagt von solchen:

Eine schlechte Freud mag den ergehen,
Der Kaken speißt und pflegt zu heßen,
Die ihm zu Lohn eins musiziren,
Und oft gar auf den Tisch hofiren,
Das ist ein Schleck für Kakenarren;
Der Schatz dazu den sie verscharren.

Einer der größten Kakenarren war aber wohl jener alte Advokat in Nürnberg, der 1784 in einem Alter von 84 Jahren starb. In seinem Testamente verordnete er für seine hinterlassenen Kinder — nein! Kaken, folgendes: Jede Kake sollte täglich drei Baken Zehrgeld haben, und seine alte Köchin sollte dieselben warten und pflegen. Sie durfte darum mit seinen Kaken zinsfrei in seinem Hause wohnen, erhielt ein eigenes Bette, 25 Gulden und vierteljährlich 4 Gulden Holzgeld, damit die armen Thiere nicht frieren, u. dgl. — Ey Narr und kein Ende!

Sonderbarer Ehestand.

Am Samstag erhielt Herr G. . . Dispensation seines Bruders Tochter heirathen zu dürfen. Am Sonntag wurden sie verkündet. Am Montag war förmliche Verlobung. Am Dienstag Hochzeit. Am Mittwoch bekommt die junge Frau ihr erstes Kind, und läßt es sogleich taufen. Am Donnerstag wird sie krank und erhält die letzte Delung. Am Freitag stirbt sie, und wird am Samstag begraben.

Merks Leser: 1) Das waren katholische Leute, und 2) es geschah in Deutschland. Hier bei uns kostet Heirathen schon mehr Zeit und Kunst.

Ein Schelmenstück eigener Art.

In einem Theater in London ward einmal im Gedränge ein junger, hübscher, reich gekleideter Engländer erdrückt. Sogleich nahet ein älterer, ebenfalls wohlgekleideter Herr, und ruft mit Schmerz: „mein Sohn! o mein Sohn! Man macht Platz, der Alte schafft seinen Sohn heraus, und — die Komödie spielt ruhig fort. Am folgenden Tage erscheint in allen Zeitungen die Bitte eines berühmten Lords, man möchte ihm doch den Leichnam seines gestern im Theater erdrückten Sohnes wieder schaffen. Am nämlichen Tage zeigt ein berühmter Anatom an: er habe einen Leichnam zur Sektion gekauft, und werde denselben gegen 6 Pfund Sterling, ist etwa so viel Duplonen, unverfehrt wieder ausliefern. Was war die Geschichte? Der Alte, der im Theater sich für den Vater des Erdrückten ausgab, war nichts mehr als ein Spitzbube, er schaffte den Todten vom Theater weg in eine Mietzkutsche, führte ihn heim, nahm ihm Uhr, Geld, Banknoten und Kleider und verkaufte den nackten Leichnam jenem Arzte. Eben darum geht der Bote nie in London in's Theater.

Der erstaunte Barbier.

Es sind sonst lauter pffiffige Leute die Barbier und wissen den Marktbauern allerlei Bären aufzubinden, während sie ihnen den Bart abmachen. Aber einmal ward

einer auch tüchtig verirt; und das geschah ihm schon recht. Ein Fremder ließ ihn in den Gasthof holen; setzt sich hin, und der Bart wird glücklich abgenommen. Der Herr geht nun in's Nebenzimmer, denn er will sich lieber selbst abwaschen. Er kömmt zurück, der Barbier macht einen höflichen Kraksfuß, und will die Bezahlung abnehmen, aber wie erstaunte er als der Herr sich wieder hinsetzte, den Bart noch im Gesichte hatte, und ihn ungeduldig fragte: „nun! wollen sie mich nicht bald barbiren?“ Zitternd vor Schreck sagte der Barbier: „aber mein Gott! ich habe sie ja eben erst barbirt.“ Ihr seid ein Narr, sagte zürnend der Fremde. Macht fort, daß ich fertig werde. Aengstlich fieng der arme Barbierer seine Arbeit von neuem an. Aber sein Erstaunen wuchs mit jedem Augenblicke, denn er entdeckte während der Arbeit ganz die nämlichen kleinen Zeichen, Flecken, Warzen, Muttermal wie das erste Mal. Das Ding kam ihm verdächtig vor. Er witterte Zauberei; und als er fertig war packte er in größter Eile zusammen, und lief ohne Bezahlung davon.

Wie das zugiehg?

Nun! Denkt nur nicht an Zauberei und Verblenderet. Es löst sich ganz natürlich auf. Es reisten zwei Zwillingbrüder mit einander, die sich bis auf die allerkleinsten Merkmale so vollkommen gleich sahen, daß selbst ihre nächsten Verwandten, ja ihre Aeltere selbst sie nicht von einander unterscheiden konnten. Nun begreift der Leser schon, daß sie mit dem Barbier sich einen Spaß machten, und mit einander

tauschten. Es sind nicht alle Spässe so unschuldig!

Der Hund und die zwei Haasen.

Ein Jagdhund verfolgte einen jungen Haasen. Schon hatte er ihn so gut als erreicht, da sprang ein älterer, weit größerer Haase auf und floh.

Hier ist sichtlich Gewinn! — dachte der Hund, verließ jenen und setzte diesem nach, doch seine Kräfte waren schon zur Hälfte fruchtlos verschwendet. Der frischere Kammler entfloh ihm, und der geizige Hund erhielt von zwei Haasen zuletzt keinen. Lieber Freund! sey mit einem kleinen, aber sichern Vortheil zufrieden. Wer allzuviel begehrt, erwirbt oft am Ende gar nichts.

Guter Rath.

Im Jahr 1278 kam König Rudolf nach Straßburg, und zog ein bei einem Kaufmann, der ihm bekannt war; den fragt er, wie es ihm in seinem Handel ergienge; ob er auch Glück und Gewinn hätte? Der antwortete ihm: Nein; dann was er auch immer anfangen und fürnehme, das gieng ihm alles zurück, und müßte immerdar verlieren. Der König sprach: dieweil dir dann das Glück zuwider ist, so will ich 500 fl. in dein Gewerbe legen, und du sollst gleich eben so viel darschießen, damit wollen wir in'sgemein handeln, mit dem Beding, daß was verloren wird, soll mir verloren seyn; doch mußt du mir, und nicht dir folgen. Gehe derowegen hin, und laufe die Häringe hier oben im Lande alle

auf, und führe sie gen Cöln. Dargegen lauf zu Cöln allen Wein auf, und führe den herauf; welcher Rath und Anschlag dem Kaufmann seltsam vorkam; aber er mußte es dießmal wagen und dem König folgen. Als er nun gen Cöln kam, war der Haringfang misrathen, und gewann wohl 2 fl. an jeder Tonnen über alle Kösten; damit erkaufte er viel Weins, und ehe er denselben heraufbrachte, erfroren alle Reben auf Urbani, daß eine Maas guten Weins 8 Pf. galt. Dagegen war die Frucht, sonderlich der Haber überaus wohlfeil, dann ein Viertel 8 Pf. galt. Da gewann er noch ein größeres am Wein, also daß er reich wurde. Er machte sich auf, und zog zu König Rudolf, erzählt ihm's, wie sich der Handel angelassen, und wollt' ihm sein Hauptgut sammt dem Gewinn wieder zustellen. Das schenket ihm der König Rudolf alles und sprach: Also muß man dem Glück, wann es sich wiederwärtig erzeiget, vorlaufen, und das hinderst zum vordersten angreifen; doch sollt er solches nicht viel brauchen, dann es nicht allezeit gerathe.

Ein kräftiges Heilmittel für Wunden.

Ein bewährtes Hausmittel bei allen Arten von Verwundungen und Quetschungen ist der Honig, welcher aber völlig rein und ohne betrügerischen Zusatz seyn muß. Die Art, damit zu verfahren, ist ganz einfach. Sobald Jemand das Unglück hat, auf irgend eine Weise verwundet oder gequetscht zu werden, daß die Haut verlegt oder mit Blut unterlaufen ist, so darf er nur sogleich auf ein doppelt oder dreifach zusammengelegtes Stückchen Leinwand eine

Menge Honig aufstreichen, dieses auf die frische noch blutige Wunde legen, und solche verbinden. Es muß aber vorher auf die Verletzung durchaus kein Wasser, Wein, Zucker, oder sonst etwas gekommen seyn; denn je frischer die Wunde ist, desto wirksamer beweiset sich die Heilkraft des Honigs. Er heilt die Wunde schnell, indem er das Blut stillt, sie vor aller Entzündung, Geschwulst und Eiterung freit erhält, und das Wachsen des wilden Fleisches verhindert. Ist die Wunde groß und tief, so kann nach 4 bis 5 Stunden ein neues und frisches Honigpflaster aufgelegt werden, und es wird sich alsdann von selbst zeigen, wie die Wiederholung nöthig seyn wird; gewöhnlich ist schon 24 Stunden nach dem zweiten oder dritten Umschlage kein neues mehr nöthig.

Der Maskenzug.

(Mügetheiltes Brief an einen Freund in B . . l.)

Du schreibst mir da von euerem Carneval und den Maskenzügen, und bedauerst, daß ich das Ding nicht mit ansehen konnte. Ey! Lieber, dergleichen mancherlei Erscheinungen kommen mir so häufig vor Augen, daß ich einen ganzen Jahrmarkt, oder auch ein Carneval daraus zusammensetzen könnte. Die Hautschelle geht! Was ist's? Ein ärmlicher Kerl, dem Fortunatus Wunschhütlein fehlt, bittet um Steuer um mit Weib und Kindern nach Amerika auszuwandern. — Ein katholischer Student bittet in schlechtem Latein um ein Biatikum. — Ein großer stattlicher Herr bietet Schuhwachs oder Schwärze an, dergleichen noch

nie existirt hat, und haust nebenbei mit
 extra gutem Neuenburger. Jetzt kommt
 einer mit Mäusegift und Rakenpulver. —
 Kaum halte ich wieder die Feder in der
 Hand, so klopf's an der Thüre. Ein
 fallirter Kaufmann sammelt Steuer um
 seine Creditoren zu befriedigen. — Mit ge-
 heimnißvoller Mine tritt ein anderer ein.
 Es ist ein entlaufener Koch aus einem
 Kapuzinerkloster, der über seine alten Her-
 ren schimpft. — Was will der Herr im
 großen blauen Mantel? „Ob der Herr
 nicht etwa gute Streichriemen für Rasier-
 messer braucht?“ Da kommt ein Com-
 mis von einem Buchhändler, die sich nicht
 daran begnügen ganze Hände voll pomp-
 hafter Ankündigungen mir über den Hals
 zu schicken, und mit dem Posaunenschall
 des Ruhms die Ohren zu betäuben, son-
 dern noch obendrein ihre Hausierer herum-
 senden. — Nun was will jetzt das kleine
 Männlein? Es hat vortrefflichen Wanzens-
 spiritus zu verkaufen. Und der deutsche
 Herr da? Er ist ein Missionär, und reist
 nach den erwekten Christen. Warum nicht
 lieber nach den schlafenden? Jene bedürfen
 ja seiner nicht. — Was beliebt dem Herrn?
 „Ich bin ein getaufter Jude, und sammle
 Pränumeration auf ein Werk das ich her-
 ausgeben will, über die Symbolik der
 Juden. — „Eh Herr! I hät o gern es
 „eiges Hüsi u ha nüt derzu; wettit ihr mir
 „nit öppis d'ra stüre?“ — Was beliebt
 Madam? „Ach ich bin die unglückliche
 „Wittwe eines im Kriege gefallenen Offi-
 „ziers, und reise nun nach seinen entfern-
 „ten Verwandten.

Siehst du, lieber Freund, so ziehen
 diese Figuren an mir vorüber. Bleibt
 mir etwas zu wünschen übrig, so ist's, daß

sie doch alle in einem Zuge zugleich auf-
 marschirten, damit ich nachher Ruhe hätte
 zur Arbeit. Noch besser — wenn sie mich
 ganz in Ruhe ließen. — x —

Eine nützliche Erfindung zur Nach- ahmung.

In der Stadt Paris giebt es wan-
 dernde Küchen. Auf einem großen Wagen
 fährt die Küche durch die Straßen, und
 jeden Augenblick findet man da gekochte
 Speisen. Das ist sehr bequem. Wie
 wär's wenn ein gemeinnütziger Mann in
 unserm Kanton etwas Aehnliches machte,
 und ein wanderndes Wirthshaus auf einem
 Wagen auf der Landstraße fahren ließe?
 Es ist doch ein Unglück, daß der Reisende
 ganze halbe Stunden laufen muß, ehe er
 von einem Wirthshause zum andern kömmt,
 und er würde es sicher in allen Zeitungen
 als einen mächtigen Fortschritt in der Civi-
 lisation preisen, wenn er eine so gemeinnützi-
 ge Anstalt in unserm Kanton anträte. — Eine?
 Nur Eine? — O sorget nicht! Es würden
 bald auf allen Landstraßen ähnliche Institute
 aufstehen; denn Tausende laufen zusammen
 wo sie einen Kreuzer zu finden meinen, und
 sollten sie ihn dem † † † vom Schwanze
 abklauben.

Eine Nyde-Parthie.

Eine Zahl Töchtern, versteht sich alle
 hübsch, und gebildet auch — versteht sich
 ebenfalls, verabredeten eine Landparthie,
 mit einlgen artigen jungen Herren. Wir
 wollen einmal die herrliche Natur genießen!
 Ja wir wollen eine Nyden essen! Ach ja!
 Im Freien, unter einem schattigen Baume!

O ja! Herrlich! Im grünen Grase, so recht ländlich! Vortrefflich! Herr N. macht dann eine Idylle darüber! Ja! und du Marie machst ein Nudlenlied. So sprachen sie unterwegs. Angelangt ward alles bestellt. Eine große Schüssel mit Nudeln ward in's Gras gestellt, und leichtfüßig eilten alle herbei, mit Löffeln bewaffnet, recht poetisch sich im Kreise herum zu lagern. Aber siehe, ein ganzes Heer Heuschrecken ward durch die Ankommenden aufgeschreckt, sie flohen, und im Augenblick schwammen sie duzendweis in der Schüssel im weißen Meere herum. Die schöne Nudeln war verunreinigt und unbrauchbar. Eine andere Schüssel ward bestellt; aber jetzt klüglich unter der Laube auf den Tisch gesetzt. Fröhlich lagerte sich die Gesellschaft, und war eben am Zugreifen, als ein kleiner Junge die Hühner aus der Küche jagte. Beängstigt flogen sie schreiend herum, und eine schwarze Henne stand im Augenblick mitten in der Schüssel, und nach kurzem Staunen über die holde Gesellschaft erhob sie sich, schlug die Flügel, bespritzte sämtliche Gäste mit Nudeln und flog über ihre Köpfe weg. — Stroh, Sand und Mist von den ungewaschenen Füßen der Henne blieben in der Schüssel zurück. — Dem Verdruß darüber haben wir's zu danken, daß Herr N. keine Idylle und Marie kein Lied gemacht hat. —

Wie ist das gemeint?

Schärer oder Dokter. Grüß Gott! Statthalter. Weist o, daß der Chrämer däne z' B. gar schlecht ist?

Statthalter. Heh! Dä ist syr Leb: tig e schlechte Pursch s' si!

Schärer. Jä nit e so! I meine er syg chran!

Statthalter. Hm! Uchru ver: dirbt nit!

Schärer. Jä, er ist wäger gar schlecht; i muß all Tag meh wede einisch zu'n ihm!

Statthalter. So erbarm si Gott syr Seel.

Schärer. Eh! Er ist ja no nit tod.

Statthalter. Hoh! We du all Tag meh as einisch zu'n ihm geisch, so gab i für sye Lebe ke Chrüzer!!

Der Ritter von Strättlingen.

(Aus einer alten Chronik.)

Aber der von Strättlingen war von Königs-Geschlecht geboren, und kam von Engelland. In den Zeiten sollten die Könige von Engelland und von Frankreich ein Streit mit einander halten; und als man kam auf die Wahlstatt, da kam als groß Welt (so viel Volk) daher, daß von beiden Theilen von Mannesnamen wenig daheim blieben waren. Da gedachten etlich weise Leute zu beiden Seiten, wie ein kläglich Ding es wäre, daß sie also einander ertöden sollten, und Weiber und Kinder nicht mehr sehen. Dieselben Weisen ließen einen Frieden für alle auf diesen Tag ausrufen, und wurden die Sachen vor menschlichen offen: so daß man zu Rath ward, daß jedweder Theil einen Mann dargeben sollte, und die zweien sollten mit einander kämpfen, und welcher Theil Kampfes obgelegen, derselbe sollte auch der Sach obgelegen seyn, (die Sache gewonnen haben, um die der Krieg war.)

Nun hatte der König von Frankreich einen gar fürnemmen Ritter; der hatte das Wort, daß er zweier Manns Stärke hätt; der ward alsbald zu einem Kampf dargeboten. Der König von Engelland sollte auch einen Kämpfer gegen den darbieten. Da konnte er unter aller seiner Ritterschaft Niemanden finden der den (Kampf) bestahn wollte. So verzog sich die Sach gar lang. Wie viel man Guts darum verhieß, niemand wollt sich an ihn wagen, bis der fremde Gast, der Herr von Strättlingen, das versprach. Die Red kam für den König (von Engelland); der besandte ihn bald, und bat ihn mit großem Fleiß, sich des Kampfes zu unterwinden. Da sprach der von Strättlingen: „Herr König, „das stühnd mir nit wohl; Ich bin ein „fremder Mann; Ich soll der Kron von „Engelland nit Ehr einlegen, da so viel „Ritter gegenwärtig sind.“ Nein, sprach der König, lahd alle Reden unterwegen und behaltet uns unsere Ehre, daß wir nit zu Spott werden. Der von Strättlingen mußt sich von großer Bitt wegen der Sach unterwinden. — Also hieß man ihm bald das Imbis bereiten. Und da er gnug gessen und getrunken hatte, da hieß er sich führen in den Ring, da er kämpfen sollte, und setzte man ihn in einen Sessel: also wartet er seines Widersachers so lang, daß er in dem Warten entschlief, und schlief so fest, daß er rußet (d. i. schnarchet), daß es männiglich hörte, und man wohl sah, daß er schlief. In den Dingen so kommt sein Widersacher; dem ward bald geseit, daß er schlief. Da erschrack er und sprach: „Fürchtet er mich so wenig, „daß er schlafet, das ist ein Zeichen, daß „ich nit mit ihm kämpfe.“ Und konnte und

mochte niemand ihn in den Ring bringen. Also gewann der von Strättlingen den Kampf mit Schlafen, und gewann dem König von Engelland sein Sach. Der dankt ihm darnach seiner treuen Dienste, und begabt ihn mit Land und Lüten in Engelland, und macht ihn reich. Käm' jeder Sieg im Schlaf, so wär das leichtes Spiel. Es gäbe dann fürwahr der tapfern Helden viel.

Ein Nachtsüd.

Es sikt e Frau i sparter Nacht
Vir Lampe! D'Chinder schlafe scho;
Jek leit die Mutter d's Bettbuch weg,
Und süßet byre selber so:
Wie macht doch o my Hans so lang!
Es wird mer Angst, es macht mer bang.
Bal isch es Mitternacht! Er chunt
No nit vom Wirthshus hey! — Ach Gott!
Wie wird's mer ga! — So mängi Stund
Muß i da warte nebem Chind!
U chunt er hei so fahrt die rechte Noth
Erst a! Es wäht e böse Wind
Im Wirthshus. Da ist Brönz u Wn;
En Zytige, u hikig Chöpf derzu;
We das de z'säme jähset, git es gly
Es Donnerwetter! — O wie gnueg
Han i scho mängisch d'Zytige verwünscht,
Und ihres Schelten, ihri Lugichünst! —
— Ist das nen ächt? — Nei z'Huuri
schreit e so!
Wär doch d'Politik nit id's Dörfli cho,
So wär my Hans no geng e gute Ma;
Wär ärtig, blib o gern dahelm,
Wie nig ne zerst mängs Jahr ha gha.
Syt dem er das politisch Fieber het
Ist alles anders! — Nüt als Zang u Stryt,

Vom Morgen bis er uf em Strausack lht. —
— Jetzt chunt er. Ach! I g'höres scho am
Tritt

's het g'fehlt! Er trappet wärkt dro
As müßt es alls vertrappet sy.

Der Mann.

Heh! Sakredie! Chast du nit use cho!
Soll i der Grind mir a der Thür n'schloh?
Du schießigs Plag! Enandre na
Mach Gaffe. —

Frau.

Nei was denkst doch, liebe Ma,
's ist Mitternacht.

Mann.

Halts Mul, u mach
Daß Gaffe chunt! I bi der Herr im Hus,
U du sott wüsse, daß d' e Meister hest.
La g'seh! Chum her, nimm d' Zittre da,
I wott jek grad eis g'sunge ha! —
Was pflennisch? — Da hest eis zum Grind.
Jek weisch es! — Along! Sing jek g'schwind.

Frau.

I dent i gang ga Gaffe choche!
d'Seite sy auf der Zittre broche.

Mann.

Wotst singe du? du — du Allschand!
G'schau i zerschlah dir d' Zittre a der Wand.
Jek hesch es! Warum folgst nit!
Chast mira pflanne so viel de witt.

Häusliche Erziehung auf zweterlei Manier.

I.

Christeli. Denk doch Muet! Benze
Hansli het hüt i der Schul müsse i d'Stu:
ben use stah!

Mutter. Eh! er wird denk nüt g'fol-
get ha!

Bethli. Heh! Es het ne eine verchlagt
er heig gar wüst g'schwore, u du het er's
geng g'laugnet; u du heine die andere über-
wise, u der Schulmeister het g'seit: e Lugi-
ner söll nit bi den ehrliche Ehinde sike.

Mutter. Da het der Schulmeister gar
recht. Lügen ist ein häßlicher Schandfleck
und ist gemein bei niederträchtigen Leuten:
seit Strach. E Lugi ist gar e wüsti Sach.

Christeli. Muet! Was ist de re Lugi?

Mutter. La g'seh Bethli; Chast dun
ihm ächt das ase säge?

Bethli. Heh! E Lugi ist öppis das
nit wahr ist.

Christeli. So hest du mir diemale on
e Lugi g'seit, wo du mir da erzählt hest,
wie der Fuchs mit em Guggel g'redt heig.
Das ist emel nit wahr; d'Fuchs u d'Guggel
cheu ja nit rede.

Mutter. Lueg, das ist d'rum e Fabel
Esopi.

Christeli. Aber es ist doch e Lugi.

Mutter. Es ist notti en Unterscheid.
Aber wart der Aetti chunt; da cha dir's
denk besser brichte.

Vater. Was soll i brichte.

Bethli. Mir wette gern wüsse, was
für ne Unterscheid syg zwüsche re Lugi u re
Fabel.

Christeli. Heh ja! Bethli het mer
diemale e Fabel zählt, wie ne Fuchs un e
Guggel z'säme g'redt heigen, un i ha g'seit
das syg e Lugi.

Vater. Hest du g'meint, Bethli, der
Christeli söll das e so glaube wie du's
zählt hest?

Bethli. He nei! I ha wohl denkt er
wüßi das

Vater. D'rum ist die Fabel freilich eine erdichtete Erzählung, aber bei Lugi We men aber anderen öppis seit das nit wahr ist, u me wot si mache z'glaube es syg wahr, das ist e Lugi. U lueget Chinder, es ist nit huret öppis wüsters, weder das Lüge. Das Lüge führt zum Stehle u zun allem Böse.

Bethli. Heh ja! D'rum heist's im Heidelberger: leget die Lügen ab, und redet die Wahrheit.

Mutter. Ja un es Sprüchwort seit: Wer lügt der stiehlt, wer stiehlt der lügt, Das ist ein Sprichwort das nicht trügt.

Un umhi heist's:
Ein Lugner und ein Dieb
Sind keinem Menschen lieb.

II.

Bube kommt heulend in die Stube.

Vater. Was hest aber z'pläre? Du chäkers Pläri.

Bube. Heh! Der G'richtsäs da äne het mi gar unerchant ghaaret.

Vater. Warum? Was hest g'macht?

Bube. Heh! I han ihm da es Paar vo dene große Frauebire ab em Ghäl gno, un er ist du derzu cho, u het mer g'seit i syg e Schelm, un het mi g'haaret.

Vater. Du chäkers Lummel, das du bist! Hest nit chöne warte, bis es wär Nacht gsi! De hät's niemer g'seh!

Mutter. Ja, du bist emel o der Dümst! Emel dir chunt geng alles us! I ha du das Messer o müssen ume gä, wo du am Märli dem Chramer erwütscht hest. U wär so nes styfs Messer gsi!

Der Bote bittet um Vergleichung diser beiden Anstritte, und fragt: was vermag Schule und Schulmeister, wo die

häusliche Zucht nicht nachhilft, und die Unzucht wieder zu Grunde richtet, was die Schule bauet?

Noch etwas vom Kaffe.

Das eigentliche Vaterland dieses so allgemein beliebten Strauches soll eigentlich Egypten seyn, von wo er nach dem glücklichen Arabien verpflanzt wurde. Erst im Jahre 1657 kam der Kaffe aus Arabien nach Marseille. Später haben die Holländer, Engländer und Franzosen, und zwar vorzüglich auf Java, Zeylon, Surinam, Cayenne u. s. f., bedeutende Pflanzungen angelegt. Die feinste Sorte ist die, welche unter dem Namen „levantischer“ oder „Mokka-kaffe“ bekannt ist. Sie kommt aus Arabien und hat ihren Namen von dem Orte Mokka, wo eben die Hauptablage ist. Diese Art hat kleine grüngelbe Bohnen. Ihm folgt in der Güte der Javakaffe, aus Ostindien; die Bohnen sind größer und gelb. Dann folgt der Surinamkaffe, aus Westindien, die Bohnen sind auch gelb, aber viel größer. Noch weniger gut glaubt man den Martinikkaffe, mit kleinen Bohnen. Der Kaffe Bourbon, mit weißlichten Bohnen, ist der geringste.

Bei der Bereitung zum Getränke kommt gar viel auf das Rösten an. Schwach geröstet ist er schwer zu mahlen, verliert zwar weniger am Gewicht, aber das darin enthaltene Aromatische, was ihm eben seine Annehmlichkeit giebt, wird dann nicht hinlänglich entwickelt. Wird aber das Rösten zu stark, so wird eben wieder das Beste durch die zu große Hitze ausgetrieben, und der Kaffe verderben. Er darf eigentlich

nicht dunkler werden als Kastanienbraun. Die gelehrten Herren, die wohl auch gerne Kaffee trinken, haben nun auch das Kochen untersucht und befunden: 1) Man soll den Kaffee nie weiter als bis zur anfängenden Kastanienbraunen Farbe rösten. 2) Man soll den Aufguss mit Wasser nie zum eigentlichen Kochen kommen lassen, weil dadurch, wie durch zu starkes Rösten, eben das Beste verloren geht. 3) Das reinste, harteste Wasser, ist zum Kaffee gerade das untauglichste, und viel besser wäre reines Regen- oder Schneewasser. 4) Es ist nicht rathsam den Kaffee in großer Quantität geröstet vorräthig zu halten. Je frischer geröstet man ihn braucht, desto besser ist er.

Der Bote hofft für diese Nachrichten auf den Dank aller Kaffeetrinker im Lande.

Die Schlacht bei Laupen 1339.

(Siehe die Vorstellung.)

Der Bote hat sagen gehört, daß im Jahr 1339 ein großes Fest zur Feier der Laupenschlacht gefeiert werden solle. So will er erzählen von jenem Kriege und der großen Schlacht, und will sie zeigen im schönen Bilde.

Da Herzog Berchtold von Zähringen im Jahre 1191 die liebe Stadt Bern baute, war seine Absicht dem übermüthigen und gewalthätigen Adel dadurch Schranken zu setzen, und den Bedrückten eine Zuflucht in seiner Stadt zu eröffnen. Darum haßten die Grafen und Herren die Stadt gar sehr, und von Anfang an hatte sie gar manchen harten Strauß mit denselben zu bestehen. Aber eben in diesen Fehden und Kämpfen bewies die Bürgerschaft solche Eintracht, Entschlossenheit und Tapferkeit, daß Bern

je länger je größer ward. So wuchs auch der Haß der Herren und Grafen. Sie versammelten sich zahlreich bei dem Grafen von Nidau, brachten eine Menge erdichteter oder sehr übertriebener Klagen gegen Bern vor, und wurden einig: „Bern wolle dem Adel die Oberhand entreißen und sie an das Volk bringen; darum sey es vergeblich diese Stadt von einzelnen Unternehmungen abzuhalten; sie müsse mit ganzer Macht von Grund aus vertilgt werden.“ Sie fiengen sogleich die Rüstungen an, und sperreten gegen Bern Handel und Wandel. Allgemein herrschte die gespannteste Erwartung, wie wird das enden?

Bern blieb ruhig ohne Leichtsin, müthig ohne Hitze und Troß. Der Rath beschloß: gerechten Forderungen Genüge zu leisten; Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Man hielt zu Burgdorf eine Unterredung mit den Herren. Einer nach dem andern trat mit Klagen auf, und unter mancherlei Vorwand wurden gewaltige Forderungen an Bern gestellt. Die Gesandten antworteten mit ruhiger Würde; boten alles an, was mit Recht und Billigkeit bestehen konnte: „Niemand werde von ihnen Frieden und Recht vergeblich begehren; sie werden alles dem Frieden willig aufopfern, ausgenommen das Recht.“ Aber umsonst! Es war im Rathe der Herren und Grafen beschlossen: Bern sollte untergehen.

Siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, d. h. mit fürstlicher Würde, zwölfhundert vollrüstige Ritter, bei dreitausend Mann zu Pferde und über fünfzehntausend Mann zu Fuß sammelten sich zum Streit wider Bern.

Bern erschrock nicht, sondern rüstete mit Besonnenheit zur Gegenwehr. Wo



ein Vater zwei Söhne hatte, mußte einer zur Besetzung nach Laupen, damit die andern zur Hilfe um so muthiger seien. Sechshundert Mann zogen aus nach Laupen, wo Anton von Blankenburg den Oberbefehl führte. Um diese kleine Stadt sammelte sich nun das Heer der Feinde. Jede neue Schaar ward mit Frendengeschei empfangen. Mancherlei fröhliche Lust- und Ritterfeiel ward im Lager getrieben.

Damals war Rudolf von Erlach als Dienstmann bei dem Grafen von Nidau, dessen Söhnen er Pfleger war. Er besaß viele Güter, die er in diesem Kriege zu verlieren fürchten mußte. Der Graf gestattete ihm nach Bern zu gehen, und mit seinen Mitbürgern zu stehen. Er sagte: „Es sey ihm gleichgültig bei der Menge seiner Ritter diesen einen Mann zu verlieren.“ Von Erlach antwortete: „Ihr sagt, Herr Graf, ich sey ein Mann; als ein Mann will ich mich zeigen.“ — So ritt er auf Bern, und ward sogleich zum obersten Anführer gewählt. Er sprach zu den versammelten Bürgern: „Sechs Fehlschlachten hab' ich mitgehalten, wo allemal von der geringern Zahl das größere Heer geschlagen worden ist. Gute Ordnung ist ein sicheres Mittel in Schlachten zu siegen. Gleich wie die Menge nicht hilft gegen geschickte Anordnung, so hilft ohne Ordnung die Tapferkeit nichts. Freie Männer bleiben ihr nur, wenn ihr zu gehorchen wißt, wann und wem ihr sollt. Ich will nicht euer Hauptmann seyn, ohne volle Gewalt.“ Das Volk schwur ihm Gehorsam. —

Laupen ward indessen belagert, bestürmt, hart bedrängt, aber es hielt sich durch die Tapferkeit seiner Besatzung. Bern sam-

melte nun sein Volk. Neunhundert aus den Waldstätten, Uri, Schwyz, Unterwalden zogen auf Bern. Auch Solothurn, ob schon selbst bedrohet von einem östreichischen Heere, sandte achtzig wohlbewaffnete Männer zu Pferde.

Am 20. Brachmonat 1339 zog die Mannschaft von Bern aus, bei Mondenschein. Neben den Neunhundert aus den Waldstätten, 300 von Hasle, 300 von Siebenthal, 4000 Bürger und Ausburger von Bern, 80 Helme von Solothurn, d. i. geharnischte Reuter. — Auf der Höhe des Brombergs angelangt, überfiel von Erlach das ganze Heer der Feinde. Einzelne derselben sprengten heran, und ließen Spottreden hören, die ihnen wenig Frucht brachten.

Als das Zeichen zum Angriff gegeben war, ließen die Schlanderer herab auf den Feind, jeder that drei Würfe, brachte Unordnung in die Reihen, und zogen sich zurück. Schwere eiserne Heerwagen fuhrten den Berg herab in die Feinde. Auf den Wagen kämpften tapfere Männer. Mit Macht drang von Erlach in die gebrochenen Reihen der Feinde. Diese fanden den längern Widerstand vergeblich, und alles löste sich in Flucht auf. Unter den vordersten Todten lag der Graf von Nidau. Es lag das Feld von Oberwyl und Wyden voll Todter, Waffen und erschlagenen Pferden, mit 80 gekrönten Helmen und 27 Pannern der Städte und Grafen. — Als das Volk vom Nachjagen der Feinde sich gesammelt hatte auf dem Schlachtfelde, da fiel das ganze Heer auf die Knie und dankte Gott für den herrlichen Sieg, der Bern vom Untergang rettete.

Und das thut denn auch von Herzen

der Dote, und sicher jeder redliche Berner mit ihm. Einem derselben verdankt er folgende Verse:

Gott Lob! der Bern gerettet hat
Von seiner Feinde Loben.
Wer ehrlieh Blut im Herzen hat,
Soll Gott mit mir d'rum loben.
Besüßet hat er der Väter Muth,
Gebrochen ihrer Feinde Muth,
Die liebe Stadt erhalten.
Gott wolle ferner walten.

Und läme Bern je in Gefahr
Durch seiner Feinde Lücke,
So schlage Gott die freche Schaar,
Und breche ihre Stricke.
Er segne ihrer Bürger Muth.
Und wär's mit Bern mein treu und gut,
Und singt: Hoch soll Bern leben!
Dem wöll' Gott Gnade geben.

J. J.

Aberglaube aus dem Thierreich.

(Fortsetzung.)

Schwalbe. Ein Schwalbennest im Hause bringt Glück! Das wäre wohlfeil und bequem! Die Schwalben überwintern unter dem Wasser, im Schlamm! Das ist nicht wahr. Der Ast, auf dem eine Schwalbe sitzt, verdorret! Umgekehrt! Die Schwalbe sitzt, wie andere Vögel auch, gern auf einem verdorreten Ast, damit die Blätter sie nicht am Sehen hindern. Eine todte Schwalbe im Hause gefunden bedeutet Unglück! Nicht mehr als eine todte Maus!

Schwarzspecht. Wenn man das Loch im Baume, worin er sein Nest hat, mit einem hölzernen Zapfen vernagelt, so

holt er die Springwurze, die ohne andern den Zapfen aussprengt. Und wenn du seht geschwind unter dem Baume einen roten Mantel ausbreiten, so erschrickt er, läßt die Wurzel fallen, und mit dieser kannst du alle Schloffer aufsprengen! Das wäre bequem für Schelme und Seißbuden. Gut aber, daß an der ganzen Geschichte nichts wahr ist.

Storch. Ein Storchennest bewahrt das Haus, daß der Blitz nicht einschlägt. Die Erfahrung lehrt leider das Gegentheil. Verlassen die Störche ihr Nest, so bedeutet es Unglück. Nicht doch! Aber Lärm, Rauch, Kägen, Marder u. dgl. verschrecken sie. Wird die Störchin dem Störche ungetreu, so versammeln sich alle Störche der Gegend zum Gerichte, und bestrafen die Ehebrecherin mit dem Tode. Ist eine Fabel, und das Todten, das höchst selten geschieht, hat seinen Grund darin, daß sie die Schwachen und Lahmen, welche die weite Reise nicht mitmachen könnten, umbringen.

Das Stachelschwein. Es kann seine Stacheln weit wegstoßen, und Menschen und Thiere verwunden. Aber das kann es nicht, so wenig als der Igel.

Die Stosmaus. Wenn sie große Haufen aufwirft, so bedeutet es den Tod des Eigenthümers. Warum nicht gar!

(Wird fortgesetzt.)

Grabchrift.

Elisa grub in einen Stein
Bei ihres Mannes Grabe ein:
„Hier liegt mein lieber Gatte;
„Herr schenke ihm die süße Ruh!“
Ein loser Vogel schrieß dazu:
„Die er bei mir nicht hatte!“

Da Helmers!

Ein alter Advokat gab seine Tochter einem jungen zur Ehe, und statt der Ehesteuer trat er ihm drei gewichtige Prozesse ab. — Der junge Mann gewann in kurzer Zeit zwei davon, und hatte auch für das dritte die beste Hoffnung. Er erzählte das seinem Schwäher und meinte groß Lob und Preis dafür zu erndten. Aber der sagte: „Hol's der Teufel! Hätt' ich die Prozesse für mich behalten, so hätt' ich noch zehn Jahre meine Haushaltung damit gemacht.“
En! Mit den Herren Advokaten
Ist man nicht immer gut berathen.

Wie mein Gevatter Schulmeister Schule hielt.

Es ist freilich etwas aus der alten Zeit, und nach der alten Mode. Aber ich bin halt auch alt, und, meine es sey darum nicht alles so ganz uneben, was ehemals geschah, und war immer gescheider, die Jungen lernten von den Alten, als daß jetzt die Jungen die Alten lehren wollen.

Also der Schulmeister kommt am Morgen auf den Glockenschlag in die Stube, und die Kinder stehen alle auf und sagen: guten Tag geb' euch Gott, Schulmeister, und dieser: so wohl g'scheh' euch auch, liebe Kinder. Jetzt wartet er bis alles ganz still ist, und betet dann laut mit den Kindern ein kurzes schönes Gebet. Jetzt geht er zur Tafel und mit großen Buchstaben schreibt er oben d'ran einen schönen Spruch aus der Bibel. Ein Kind muß den laut lesen, und der Schulmeister hält nun ein kurzes einfaches Gespräch mit ihnen über diesen Spruch, und giebt eine nützliche Ermah-

nung oder Warnung zum Schluß. Religion und Achtung dafür in die Kinder zu pflanzen, das war ihm Hauptsache. Zum Lesen, richtig und deutlich, hielt er die Kinder alle an. Zum Schreiben nur die fähigern Buben; denn die ungeschickten bringen's doch nie zu einem rechten Gebrauch. Er war dagegen einer der ersten, der das Rechnen einführte, weil man dessen im täglichen Leben so sehr bedarf. Er gieng aber d'rum auch nicht über das tägliche Leben hinaus, gab keine verwickelten Aufgaben; hingegen was er sie lehrte, mußten sie vollkommen und leicht machen können, er gab nicht nach. Die Geschichten aus der Kinderbibel ließ er durch die Kinder in ihrer Sprache wiedererzählen, und immer machte er ihnen bemerklich, was recht oder unrecht, fromm oder gottlos gewesen sey. Eine Übung hatte er, womit er zumal auch einzelne leere Augenblicke ausfüllte: er ließ die Kinder viel aus dem Kopfe buchstabiren, und trieb das besonders als nöthige Vorübung zum Schreiben. Freilich kriegte er darum einmal Händel mit dem Gemeindeschreiber. Dieser, der das Schreiben meist von selbst gelernt hatte, schrieb viele Worte unrichtig. Nun korrigirt ihm einmal sein Bube über das Wort schießen, und sagte: der i gehört vor e. Der Schulmeister her's g'seit! Und darüber fieng der Schreiber mit dem Schulmeister Händel an.

Item wenn ein Kind sich verfehlte, mit Lügen, Schwören oder Stehlen so erzürnte er sich nie. Aber bei aller Ruhe straste er sehr streng. Er meinte: geschickt können nicht alle Kinder seyn, weil die Gaben nicht von ihrem Willen abhängen. Aber gehorsam können sie alle seyn, wenn

sie wollen; und wollen sie nicht, so folgt die Strafe. Aber der Zorn thut nie, was recht ist.

Item er lehrte die Kinder beten, und zwar aus dem eigenen Herzen, denn aus Büchern allein lernen sie wohl mit dem Munde, aber nicht im Geist und der Wahrheit beten, so meinte er.

Item war er einer der ersten, der Gellerts geistliche Lieder durch seine Schulkinder in die Gemeinde brachte, und dadurch auch die Alten damit bekannt machte; wodurch er viel Erbauung stiftete.

Item er war fleißig in Predigt und Kinderlehre; nicht nur um des schuldigen Beispiels willen, sondern er behauptete: er habe noch nie eine Predigt oder Kinderlehre angehört, woraus er gar nichts gelernt hätte, so oder anders.

Item er ist jetzt ein alter Mann, der in die neue Zeit nicht mehr paßt, darum zu rechter Zeit schon seine Stelle aufgegeben hat, und nun wartet, ob die neue Zeit Besseres bringt. —

Das verunglückte Weinfäß.

Daß in alten Zeiten manches anders war, als es jetzt ist, weiß Jedermann. Mancher meint: ehemals alles besser! Ist aber nicht wahr. „Jetzt ist alles besser!“ Ist auch nicht wahr. Jede Zeit hat ihre eigenthümlichen Tugenden, aber auch ihre eigenthümlichen Laster. Der Bote will etwas aus gar alter Zeit erzählen.

Die Klöster wurden zwar frühe schon durch mancherlei Vergabungen reich. Aber die Ueppigkeit kam erst hintennach. In dem

ehedem so berühmten Kloster St. Gallen hatten auf eine Zeit die Mönche nicht einmal alle Tage Brod und Bohnen. Ihr Getränk war meistens Bier, und sie besaßen nicht mehr als zwei Fässer Wein. Der Bischoff Ulrich von Augsburg wollte ein drittes Faß hinzuthun. Aber bei einer Brücke verunglückte der Wagen, und das Faß rollte in den tiefen Graben hinab. — Ey wie erschrecken die Mönche, als die Kunde von diesem Unfall in's Kloster kam. Zuerst hielt die ganze Bruderschaft mit Kreuz und Fahnen eine Prozession um den Graben herum, und sang das Kyrie Eleison (d. h. Herr! erbarm dich unser!). Dann ward mit Vorsicht und Geduld das Faß herauf gebracht und nun war großer Jubel. Das war doch wohl ein Stücklein aus der guten alten Zeit.

Etwas für Schüler.

Weil das obige Stücklein aus der alten Zeit den Leser lustig gedunkt hat, so will ich gleich noch eins erzählen. In dem nämlichen Kloster St. Gallen war eine Schule, die wegen den vielen Gelehrten, die da gebildet wurden, weit und breit berühmt war. Die Zucht war eben so strenge, als der Unterricht gut war. So lernten die Schüler gehorchen, sich einzig mit Lernen beschäftigen und auf nichts anderes achten. Im Jahr 912 besuchte der deutsche König Conrad das Kloster und die Schule. Aber als er dort eintrat, sah nur kein einziger Schüler auf ihn; alle arbeiteten fort, als wäre kein König da. — Hm! Denkt er, ist das alles Ernst? Wollen sehn! Jetzt läßt er einen Korb mit Äpfeln bringen, und wirft sie unter die

Schüler aus. Aber auch nicht einer blickte nur mit Augen dahin, geschweige, daß einer eine Hand nach einem Apfel ausgestreckt hätte. — Mein lieber Gevatter, der Schulmeister, hat gesagt, er wolle das in seiner Schule nicht probieren.

Des Fuchsen Art und Weise.

Ich biet mich gern bei Jedermann
Zum Rath und Beistand, wo ich kann;
Nicht daß sie mich für ihren Knecht
Oder Spottvogel halten, schlecht.
O nein! Dazu laß ich's nicht kommen!
Alles ist g'richt zu meinem Frommen.
Sie müssen mir seyn unterthan.
Ich bin's der sie regieren kann,
Und merklich bei der Nas umführen,
Und wie die kleinen Kind verlieren.
Denn ihr Herz steht in meiner Hand
Fester als in ei'm Eisenband.
Und wer die Herzen weiß zu wenden,
Der hat das Spiel in seinen Händen,
Und giebt die Karten wie er will.
Davon sag andern ich nicht viel.
Mühterweil aber hab ich Acht,
Daß meines Beutels werd gedacht.
Und ich groß Gut mög auch erlangen.
Daruf ist alles angefangen.
Der König selbst muß darauf denken,
Um mein Verdienst mir Geld zu schenken.
Alle Unterthanen zugleich
Müssen den Fuchs machen reich.
Was der Fuchschwanz nicht mag erreichen,
Das muß der Löwenkraft doch weichen.
Denn weil es in der Welt so gehet,
Daß Glück wie ein Heuhaufen stehet,
Wer davon rupft, derselbig hat,
Wer sich versäumt, der kommt zu spat.

Wer mehr will wissen — nun der suche
In meinem alten Fabelbuche.
Er wird es alsobald errathen
Der Fuchs spricht grad wie — ? die Croaten?

Wohl gesetzt!

Der Magistrat eines kleinen Städtchens
ließ bei dem Eingang einer hölzernen Brücke
einen Pfahl auftrichten, mit folgender hoch-
weisen Schrift: „Es ist Jedermann ver-
boten auf dieser Brücke Taback zu rauchen.
„Wer dieses Verbot übertrittet, wird mit
„vier Franken Buße, und im Wiederho-
„lungsfalle mit zwölf Stockprügel bestraft,
„wovon die Hälfte dem Verleider zukom-
„men soll.“

Ja so!

Ein Handlungsdiener bat seinen Herrn
um Erlaubniß, seine Aeltern zu besuchen,
die auf dem Lande wohnten. Er sagte: es
geschehe in Familienangelegenheiten. Der
Herr gab ihm die Erlaubniß; fragte aber
nur so von ungefähr: was das für Fami-
lienangelegenheiten seyen? Mit wichtiger
Mine antwortete jener: „meine Aeltern
„lassen ihre Schweine tödten.“

Gefangen!

Da sollte in England in einem höchst
wichtigen Prozeß Einer Zeuge seyn. Er
gab sich für einen gebornen Italiener aus;
war aber nur ein Spitzbube. Denn er
wußte von der Sache, die er bezeugen
sollte, so wenig als der hölzerne Christoffel,
und hatte sich mit Geld zum Zeugen erkau-
fen lassen; und so einer verdient den Namen

Spizbube. — Affin! — Der Richter fragt: ob er englisch verstehe? Kein Wort, versichert der Advokat, der den Zeugen gedungen hat. So spricht denn der Richter durch einen Dollmetscher mit ihm, und der Kerl spricht italienisch. — Der Richter aber traut dem Handel nur halb und fragt einmal den Purschen etwas auf englisch; und hui! der Spizbube antwortet gut englisch! Nun muß der Leser wissen, daß keine von allen Sprachen so schwer zu sprechen ist, als die englische; und wer nicht in England geboren und erzogen ist, wenn er auch noch so richtig englisch spricht, wird sogleich an der Aussprache erkannt, daß er kein Engländer ist. Der Richter fährt englisch fort, und der Zeuge antwortet im Vergeß englisch. Endlich fragt jener: „wenn du ein Italiener bist, wo hast du englisch gelernt?“ Jetzt merkt der Schurke, daß er verrathen ist, und antwortet in der Angst: „ich verstehe kaum ein Paar Worte!“ So war der Spizbube gefangen.

Es ist nicht gut ein Spizbube seyn! Ehrlich nur währt am längsten! Es ist nicht gut lügen, denn manchmal kommt's doch aus, und dann ist's um so ärger!

Edle Dreistigkeit.

Ein römischer Soldat, der einen Prozeß hatte, bat den August ihn zu beschützen. Der Kaiser gab ihm einen von seinen Hofleuten, um ihn zu den Richtern zu führen. Der Soldat war dreist genug, zum August zu sagen: Herr, ich hab' es nicht so in Rücksicht auf Sie gemacht, als Sie in der Schlacht bei Aktium in Gefahr waren, ich selbst habe für Sie gestritten. Indem er diese Worte sagte, deckte er seine Wun-

den auf, die er bekommen hatte. Dieser Vorwurf rührte den August so sehr, daß er selbst in den Gerichtshof gieng, diesen Soldaten zu vertheidigen.

Brief an den Herrn Wirth in S. im gäu.

Mein werthester Herr Wirth!

Wär ich nicht ein alter lahmer Mann, und wäre Euer Kanton nicht so weit weg, ich käme sicher zu Euch, wenn Ihr gleich katholisch seid, und ich nicht! Ich wollte Euch in's Ohr erzählen von den schönen Sachen die Ihr am 2. Mai 1838 bei'm Bären zu Reitnau gesehen habt, und wie Ihr für jede Vorstellung eine Maß Wein bezahlt habet. Wolltet Ihr mir nicht glauben, so wollt' ich's Euch schwarz auf weiß vor Augen legen, wie es dem Verleger ist überschrieben worden, damit er's in seinen Kalender setze. Und dieweil ich die Sache nun nur verblümt erzähle, und alle Namen verschweige, so werdet Ihr mir sicher Dank wissen, und würdet mich sicher gern gastfrei halten, wenn ich zu Euch käme. Weil aber das nicht seyn kann, so schickt wenigstens dem Verleger eine Parthie Surseeisch. Die wollen wir dann, als gute Nachbarn zusammen verzehren, und dabei singen:

Es lebe zu S. der Herr Wirth.
Geb' Gott, daß er bald einisch g'scheider
wird. Der Bote.

Wer? Denk Mancher!

Herr A. B. ist ein schuldenfreier Mann;
Denn schuldig ist nur der, der zahlen kann.

Abendlied eines Biedermanns.

Vorbei ist Taggetümmel,
Ich trockne meinen Schweiß;
Gott sieht vom Sternenhimmel,
Und segnet Treu und Fleiß.

Er giebt dem Müden Schlummer;
Willkommen Ruhennacht!

Kein Unrecht macht mir Kummer,
Auf mir ruht kein Verdacht.

Hab' froh den Tag durchlebet,
Was ich gekonnt, gethan,
Und herzlich mich bestrebet
Zu seyn ein Biedermann.

Und gab's auch trübe Stunden,
Verdruß und dieß und das,
Ist alles nun verschwunden
Jetzt ist mir ring und was.

Ich bin mit Gott zufrieden
Und seiner ganzen Welt,
Und lebe gern hienieden
So lang es ihm gefällt.

Ist's gleich nur Erdenleben,
Der Arbeit viel und Noth;
Es giebt auch Freud daneben,
Und immer find ich Brod.

Und immer ist Gott Vater —
Für alles dank ich dir!
Und meine Sünden, Vater,
Verzeihst du gnädig mir.

Nun dann, in Gottes Namen,
Schließ ich mein Kämmerlein;
Du wachest ob mir! Amen!
Ich schlafe ruhig ein.

Unterschied im Antworten.

Mädchen, wenn die Männer schrei'n,
Kommt, und laßt euch zärtlich küssen.
Wißt ihr was wir sagen müssen?

Nein!
Kam' ein Herr voll Lieb und Wein
Einen Tanz uns vorzuschlagen,

Wißt ihr was wir müßten sagen?

Nein!

Fände sich ein Jüngling ein
Gar die Eh' uns anzutragen,
Wißt ihr da noch Nein zu sagen?

Nein!

Erndtelied.

(Kann gesungen werden nach der Melodie:
Holder, lieber, süßer Friede.)

Einer. D'Sunne het büt grüßli g'stoche,
Mir hei gar erschrocklich g'schwitzt;
Doch mir heis keis Bigli g'schoche,
U chech d'Ermel hint're g'ligt.

Alle. Dem wo werchet wachst o z'Esse;
Für ne Fuulpelz gits kei Ern,
Nüt as Strau u leeri Fäse
G'rathen i der Fuulkeit gern.

Einer. Mir hei üßi Sichel g'schwunge,
G'mäiht u g'werchet bis i d'Nacht.
Bald es G'späßli g'feit, bald g'sunge,
Bald e' Lustsprung darunter g'macht.

Alle. So wie oben.

Einer. Jetzt ist's, Gott syg danket, dinne;
Aber 's het is z'schwitze g'macht.
's macht der Bur doch mänglich z'finne,
's plaget eim schier Tag u Nacht.

Alle wie oben.

Einer. We das Chorn so schön thut ryfe,
Und es grüßligs Wetter chunt,
Und e sone graue Stryfe
Als verbaglet inre Stund.

Alle wie oben.

Einer. Wer d'ra denkt da weiß es z'schätze,
Was me „Sege Gottes“ heißt.
's lat si da nüt dure seze
Wo me wie ne Bettler heuscht.

Alle wie oben.

Einer. D'rum wei mir Gott fröhlich danke,
Dass er hüür all's g'segnet het,
U nit im Vertraue wanke
We nit alles g'rathe wert.

Alle wie oben.

Das gute Gewissen.

Zur Freude schuf Gott seine Kinder,
Die Sinnlichkeit verdarb ihr Herz;
Sie thaten unrecht, wurden Sünder,
Und ihre Freude wurde Schmerz.

Da war das größte Glück des Lebens
Dahin; der Tugend Liebe wich,
Und ohne sie wünscht man vergebens
Des Lebens wahre Freuden sich.

Gedanken, Wünsche, Worte, Thaten,
Sind die nicht gut, sind die nicht rein,
So werden sie die sichern Saaten
Zu einer schlechten Erndte seyn.

Ein immer ruhiges Gewissen
Lohnt jeden, der nach Tugend strebt,
Der auch bei starken Hindernissen
Gerecht und gut und bieder lebt.

Ein reines, unbestekt Gewissen
Giebt Kraft und Muth zu jeder That.
Es stärkt uns, wenn auf unserm Kissen
Der Schlaf uns flieht und Gram sich naht.

Es krönct unsre Jugendfreude,
Und macht den Blick des Greises schön.
Wohl mehr als Gold und Perl und Seide
Kann es des Menschen Herz erhöhn.

Wenn sterbend alle Frevler beben
Vor Gott und Grab und Ewigkeit,
Macht es den Nest von unserm Leben
Zum Vorschmack naher Seligkeit.

Die Hundetaxe.

Seit Langem klagen vernünftige Leute über die Menge unnützer Hunde, die überall gehalten werden. Jetzt setzt die Regierung eine Taxe von 4 Fr. auf jeden Hund. Sicher nicht um Geld zu ziehen, sondern um die Hunde zu vermindern. Dafür danken nun sicher alle Vernünftigen, und also auch der Bote. Erstlich fressen die unnützen und unnöthigen Hunde viel nütliches Brod, das besser angewendet werden könnte. Zum andern zahlt Mancher 2, 4, 8,

ja wohl 16 bis 20 Fr. für einen Hund, und giebt für gemeinnützige Sachen keinen Kreuzer. Zum dritten sind die vielen Hunde besonders in den Städten unerträglich, wegen dem Gebelle und Lärm den sie machen, und wegen der Unreinlichkeit die sie verursachen. Endlich, und das ist die Hauptsache, je mehr Hunde, desto mehr Gefahr des Tollwerdens, desto mehr Unglück. Es ist nichts schrecklicheres als von einem tollen Hunde gebissen zu werden, und an der Wassersche zu sterben. Wahrlich, ich wollte lieber alle Hunde in einem Tage todtschlagen lassen, als daß ein einziger Mensch also unglücklich werden sollte.

Jetzt aber wird zweierlei geschehen. Erstlich: alle vernünftigen Leute, denen ein Mensch mehr giltet als ein Hund, werden ihre unnützen Hunde abschaffen; werden damit jährlich wenigstens 4 Fr. ersparen, die sie viel nützlicher anwenden können, und werden der Menschheit Verdruß, Gefahr und Schaden ersparen. Zum andern aber: die große Zunft der Hundsnarren und Hundsnärrinnen werden ihre unnützen Thiere behalten, werden die Taxe bezahlen: Mancher wird seine Kinder betteln schicken und einen Hund füttern; kurz, es wird gehen, wie es geschrieben steht: „wenn du den Narren im Mörser zerstießest, er ließe doch nicht von seiner Narrheit.“

Klagt einer je über böse Zeiten,
So wollen wir ihm auf die Hunde deuten.
Hat man für so viele Unnütze Brod,
So klage doch Niemand auf Armuth und Noth.
Von all den großen und kleinen Hunden,
Von hundert kaum einer wird nöthig gefunden.

Die Gemeindsbehörde in Herzogenbuchsee hat während des Druckes des Kalenders den Frühlingsjahrmarkt auf den 6. März verlegt und einen neuen Jahrmarkt auf den 8. Mai abzuhalten beschlossen, welches in einigen Exemplaren dieses Kalenders zu ergänzen ist.